

Kulturgeschichtliche Umschau

Die Besprechungen der Kulturgeschichtlichen Umschau stellen in beiden Heften eines Jahrgangs Neuerscheinungen von besonderem kultur- und geistesgeschichtlichem Interesse in informativer Kürze vor. Vollständigkeit kann, zumal bei Publikationen aus dem außerdeutschen Sprachraum, natürlich keineswegs erreicht werden. Unberücksichtigt bleiben normalerweise: Zeitschriften und Zeitschriftenbeiträge, nicht oder unwesentlich veränderte Neuauflagen, Nachdrucke und Übersetzungen leicht greifbarer Originaltitel. Sammelschriften wie Fest- und Gedenkschriften werden gewöhnlich nur in Form eines Inhaltsverzeichnisses vorgestellt. – Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Rezensionsexemplare ist nicht gegeben. Für die Richtigkeit bibliographischer Angaben und Ladenpreise kann keine Gewähr übernommen werden. – In der Rubrik Mitteilungen steht wissenschaftlichen Institutionen, die der kultur- und geistesgeschichtlichen Forschung dienen, in begrenztem Maße Raum für einmalige oder ständige kurze Verlautbarungen zur Verfügung.

Besprechungen

Petra FEUERSTEIN-HERZ (Hg.): *Feurige Philosophie. Zur Rezeption der Alchemie (Wolfenbütteler Hefte 37)*, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2019, 128 S., 16,80 €, ISBN 978-3-447-11272-7.

Bei diesem Buch handelt es sich um vier Abhandlungen zur Alchemie. Auf den ersten Blick haben diese Abhandlungen nichts miteinander zu tun, jede Abhandlung offenbart jedoch sehr tiefgreifend das eigentliche Wesen der Alchemie aus einer ganz bestimmten Blickrichtung heraus, und dies ist die Gemeinsamkeit, die alle vier Beiträge aufweisen. Dem Leser wird schnell klar, dass Alchemie nicht einfach nur der Traum von Fantasten war, um Gold zu gewinnen. Alchemie war und ist eine Philosophie und wie der Titel des Buches erkennen lässt, eine Philosophie, bei der Feuer sicher auch eine ganz zentrale Rolle spielt.

Die vier Abhandlungen bewegen sich um das zentrale Thema Alchemie. So wie die vier Elemente Feuer, Erde, Wasser und Luft ihre Bedeutung in der Alchemie hatten, sind es in dem Buch vier Beiträge, welche die Alchemie unter vier ganz verschiedenen aber sehr bedeutenden Gesichtspunkten behandeln. Alle Beiträge lassen erkennen, wie komplex das Thema Alchemie ist und zum eigentlichen Verstehen eben nicht im Sinne der heutigen Naturwissenschaft Chemie gedacht werden kann.

In dem Buch werden die vier Themen Leben und Sterben in der Alchemie, Zusammenhang zu Musik, Religion und Dichtung, Transmutationen Stoff- und Materialentwicklung und Alchemie in Bezug auf die Moderne unter Angabe vieler Quellen und Literaturstellen sehr gut aufgearbeitet und zusammenfassend dargestellt. „Leben und Sterben in der Alchemie“ von Ute FRIETSCH schildert auf Basis akribischer Literaturrecherchen sehr spannend die Vorgänge im Zusammenhang mit der Hinrichtung von Anna Maria Ziegler auf dem sogenannten Hexenstuhl. Mit der Aufarbeitung der Geschehnisse erhalten die Leser Einblicke in die verschiedenen Bereiche der Alchemie, wie die chymiatrische und metallurgische Alchemie, die sozialen Aspekte, die einen enormen Einfluss auf den Stand und das Ansehen des Alchemisten ausübten, in die Unterscheidung zwischen legitimer Alchemie und Hexerei und in die Alchemie

als Mittel zum Betrug und dem Brauch, dass die Hinrichtung auch ein Spiegel des Verbrechens darstellen sollte.

In „Sounding Alchemie“ von Sven LIMBECK, lernt der Leser die Alchemie von einer eher ungewöhnlichen und häufig nicht so bekannten Seite kennen. Der Beitrag behandelt in Beispielen die Verklammerung der Alchemie mit Musik und Theologie, mit Theater und Dichtung. Wer hätte gedacht, dass schon 1681 eine Satire auf Alchemisten aufgeführt wurde? Dass die Alchemie und ihre Bildlichkeit auch poetisch in der Dichtung des 17. Jahrhunderts, zum Beispiel von Shakespeare, genutzt wurde, wird oft übersehen, aber hier vor Augen geführt. Der Beitrag verdeutlicht, dass Alchemie eben nicht nur den materiellen Teil beinhaltet, bei dem es um Transmutationen von Metallen geht, sondern auch ganz andere Aspekte enthält. So wird der Frage nachgegangen, wie weit Alchemie mit musikalischen Mitteln betrieben und Musik nach alchemistischen Prinzipien komponiert wurde.

Wen bei der Alchemie die Kunst bezüglich der Stoffumwandlungen fasziniert, kommt in dem Kapitel „Das weiße Gold und die Anfänge der Porzellanmanufaktur Fürstenberg“ von Thomas KRUEGER auf seine Kosten. Mit jedem Satz wird dem Leser zunehmend klarer, dass die Herstellung von weißem Porzellan im 18. Jahrhundert in Europa ohne die damaligen Kenntnisse der modernen Chemie zu Reduktions- und Oxidationsprozessen eine ungeheure Leistung darstellte. Man erkennt, dass auch im Hinblick auf die moderne Chemie falsche Theorien ihren Wert hatten. So leistete auch die Phlogistontheorie ihren Beitrag zur Porzellanentwicklung. Wer bisher geglaubt hat, dass für die Herstellung des weißen Porzellans nur die richtige Mischung aus Kaolinit, Feldspat und Quarz nötig ist, wird durch diesen sehr interessanten Beitrag eines Besseren belehrt, denn der Beitrag geht intensiv auf die Schwierigkeiten und Herausforderungen bei der Porzellanherstellung ein.

Im letzten Beitrag „Von Beuys zu Jung, Reanimation der Alchemie in der Moderne“ von Stefan LAUBE lernt man viel darüber, wie sich das Gedankengut der Alchemie in Kunst und Naturwissenschaften wiederfindet. Der Beitrag beinhaltet Vorstellungen von Carl Gustav Jung zur Verarbeitung gedanklicher Prozesse mit alchemistischer Symbolik und die alchemistische Symbolik in Kunstwerken von Joseph Beuys. In dem Kapitel wird Justus von Liebig zitiert, der die Alchemie als Wegbereiter der modernen Chemie wohl zu schätzen wusste. Aber gerade in dem letzten Beitrag wird deutlich, dass Alchemie eben mehr ist als nur der Vorläufer zur modernen Chemie.

Die feurige Philosophie wird in dem Buch insgesamt sehr gut vermittelt, da vier völlig unterschiedliche Betrachtungsweisen zu Philosophien in der Alchemie führen. Besonders im Hinblick auf die Alchemie und die sich im Buch immer widerspiegelnde Philosophie der Alchemie möchte auch ich an dieser Stelle Justus von Liebig zitieren:

„Um das Wesen der Alchemie richtig aufzufassen und zu beurteilen, muss man sich daran erinnern, dass man bis zum sechzehnten Jahrhundert die Erde für den Mittelpunkt des Weltalls hielt, das Leben und die Schicksale der Menschen wurden als in engster Verbindung stehend betrachtet mit der Bewegung der Gestirne. Die Welt war ein Ganzes, ein Organismus, dessen Glieder in ununterbrochener Wechselwirkung standen. Die Erkenntnis und Betrachtung der Natur und ihrer Kräfte umfasste die Wissenschaft der Magie; mit der Heilkunst verbunden galt sie für den Inbegriff geheimer Weisheit. In den Erscheinungen des organischen Lebens, in großartigen Naturwirkungen, im Donner und Blitz, in Sturm und Hagel erkannte man das Walten unsichtbarer Geister.“ (Georg SCHWEDT, Chemie und Literatur – ein ungewöhnlicher Flirt, S. 19, 2009)

Menno ADEN: Kulturgeschichte der großen deutschen Erfindungen und Entdeckungen. Ein Lesebuch über 800 Jahre Innovation aus deutschen Landen, Paderborn: IFB Verlag, 2019, 626 S., 29,90 €, ISBN 978-3-942409-87-2.

Dieses Buch will einen Überblick über die deutsche Kulturgeschichte geben. Wenn der Titel neben Erfindungen auch „Entdeckungen“ nennt, so versteht der Autor diesen Begriff umfassend. Daher enthält das Buch zum Beispiel einen Abschnitt „Reformation – Entdeckung der Gewissensfreiheit“, ferner ein Kapitel „Soziale Erfindungen“, wo sich unter Anderem Abschnitte über den Weihnachtsbaum und den Sozialstaat finden. Folgende Erfindungen (im Sinne des Patentrechts) hat Aden ausgewählt: Schießpulver, Buchdruck, Taschenuhr, Seismograph, Mikroskop, Elektronenmikroskop, Kondensator, Generator, Transistor, Fahrrad, Viertaktmotor, Dieselmotor, Elektromotor, Auto, Propeller für Schiff und Flugzeug, Flugzeug, Düsenflugzeug, Rakete, Telegraphie, Telefon, Röntgengerät, Fernsehgerät, Kunstdünger, Porzellan, Harnstoffsynthese, Ammoniaksynthese, synthetischer Kautschuk, Erdöl aus Kohle, Polymerisation, Serumtherapie, Chemotherapie, Aspirin, Büstenhalter, Monatsbinde, hormonale Empfängnisverhütung, Kernspaltung sowie den digitalen Rechner. Ein 23 Seiten langes Stichwortregister und ein kurzes Literaturverzeichnis beschließen das Werk. Insgesamt besteht das Buch aus 100 Abschnitten, in denen jeweils eine Erfindung oder Entdeckung vorgestellt wird. Kriterium für die Auswahl war, ob die Erfindung bzw. Entdeckung unser Denken verändert oder unser Lebensgefühl geprägt hat (S. 21). Diese Abschnitte sind einheitlich nach dem Schema „Vorläufer und Umfeld; Mensch und Erfinder; Leistung; Fremde Bewertung; Nachwirkung“ gegliedert. Für die Rubrik „Fremde Bewertung“ hat Aden die Wikipedia-Einträge zu der betreffenden Person und der Erfindung in englischer und französischer, teils auch in russischer und in dänischer Sprache ausgewertet.

Der Überblick über eine Vielzahl von „Erfindungen“ im weiteren Sinne ermöglicht einige grundsätzliche Erkenntnisse. So schreibt Aden zu Recht, dass selbst der genialste Erfinder auf den Schultern seiner Vorgänger steht (S. 15). Der Autor stellt auch fest, dass oft ähnliche Erfindungen unabhängig voneinander an verschiedenen Orten gemacht wurden (S. 580). In diesem Zusammenhang müsse man feststellen, dass in nicht wenigen Fällen Erfinder es bewusst unterlassen haben, auf ihnen bekannte, für ihre Erfindung relevante Forschungsergebnisse von Kollegen hinzuweisen (S. 276). Bei der Zuordnung von Erfindungen, bei denen der Erfinder und der Zeitpunkt der Erfindung umstritten sind, spielten in der Wissenschaftsdebatte oft auch nationale Prestigedanken eine Rolle (S. 315).

Daneben wird auch eine Analyse der Lebensumstände bedeutender Erfinder vorgenommen. Die meisten deutschen Erfindungen seien von mittellosen Einzeltüftlern gemacht worden (S. 333). Vielen Erfindern habe ihre Erfindung weder materielle Vorteile noch Ruhm gebracht (S. 452). Gerade epochale Erfindungen seien im Übrigen offenbar dadurch gekennzeichnet, dass der Erfinder nicht wusste, was seine Erfindung gesellschaftlich bewirkt (S. 254). Das „Schicksalsalter“ vieler ganz Großer liege in der Zeitspanne zwischen dem 25. und dem 29. Lebensjahr; in diesem Zeitraum hätten sie ihre Erfindung gemacht oder ihr grundlegendes Werk publiziert (S. 151). Viele der Großen seien Junggesellen ohne Kinder gewesen (S. 229); bei Werner Heisenberg hebt der Autor daher ausdrücklich hervor, dass dieser eine Ehefrau und sieben Kinder hatte (S. 547). Aden, der weder Geschichts- noch Ingenieurwissenschaftler, sondern Jurist und ehemaliger Hochschullehrer ist, versucht technische Prozesse kurz und verständlich darzustellen.

Dabei bemüht er manchmal überraschende Bilder. So vergleicht er den Katalysator mit einem Dolmetscher (S. 404): Ein Katalysator nehme an der chemischen Reaktion so wenig teil wie ein Dolmetscher an dem von ihm übersetzten Gespräch; aber ohne den Dolmetscher/Katalysator könnten beide Vorgänge nicht stattfinden. Den Auftrieb beim Motorflugzeug veranschaulicht Aden durch das Beispiel, dass man diesen Effekt auch erlebt, wenn man seine Handfläche aus einem fahrenden Auto hält (S. 316), den Vortrieb einer Turbine mit dem nach dem Aufblasen losgelassenen Luftballon (S. 318). Der Autor vermittelt insbesondere in dem Gliederungspunkt „Nachwirkung“ nicht selten interessante An- und Einsichten. Als ein Beispiel dazu mag der Kommentar zur Erfindung des Porzellans dienen (S. 386). Für die ritterlichen Gelage seien die Holz- und Zinnteller geeignet gewesen. Mit der Verbreitung des zerbrechlichen Porzellans hätten sich dann die Tischsitten geändert. Manchmal werden auch die indirekten Folgen einer Erfindung erörtert: So seien Nikolaus Otto und Rudolf Diesel die eigentlichen Urheber des Nahostkonflikts, denn bis um das Jahr 1880 habe Erdöl so gut wie keine wirtschaftliche Bedeutung gehabt (S. 287). Die wohl wichtigste Grundlage für die Gleichstellung der Frauen mit den Männern im öffentlichen Leben sei die Erfindung der Monatsbinde gewesen (S. 513).

Das Buch, das auch einige Schwarzweißbilder enthält, lässt sich gut lesen. Der Autor verfügt offensichtlich über eine bewundernswerte Allgemeinbildung, an der er den Leser – ohne aufdringlich zu wirken – teilhaben lässt. So erwähnt er bei den geschichtlichen Hintergründen eines Problems öfter die alten Griechen und die Bibel, erläutert den sprachlichen Ursprung vieler Begriffe und geht in den Fußnoten gelegentlich auf den literarischen Widerhall des eben Gesagten ein (so erwähnt er zum Beispiel auf S. 445, dass Gottfried Keller in „Der grüne Heinrich“ eine Vorlesung von Jacob Henle beschreibt). Für die nächste Auflage würde ich mir allerdings eine geänderte Gliederung wünschen; derzeit sind die Erfindungen nicht chronologisch geordnet, sondern nach Themen. Zum einen ist hier in einigen Fällen die Einordnung nicht ganz überzeugend; so wird zum Beispiel die Erfindung des digitalen Rechners durch Konrad Zuse unter „Soziale Erfindungen“ aufgeführt. Zum anderen hätte eine chronologische Darstellung den Vorteil, dass damit deutlicher würde, dass es Zeiten gab, in denen es in ganz verschiedenen Lebensbereichen zu grundlegenden Umbrüchen kam. Aden nimmt zwar Querverweise vor, eine chronologische Darstellung würde jedoch ein in sich geschlossenes Bild vermitteln.

Unabhängig vom Lesevergnügen (das Buch wird im Untertitel zu Recht als „Lesebuch“ bezeichnet) und der einen oder anderen neuen Erkenntnis ist das Buch vor allem unter didaktischen Gesichtspunkten interessant. Anhand der von Aden ausgewählten Kriterien bekommt man trotz der Kürze der Darstellung ein plastisches Bild vom Erfinder und seiner Erfindung. Überzeugend, weil einfach zu realisieren (wenn man die nötigen Sprachkenntnisse hat), fand ich insbesondere die Idee, die Bedeutung und Zuordnung einer Erfindung anhand von verschiedensprachigen Wikipedia-Seiten zu überprüfen.

Zwickau

Joachim Gruber

Etienne FRANÇOIS; Thomas SERRIER (Hg.): Europa. Die Gegenwart unserer Geschichte (Bd. 1–3), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2019, 1544 S., 149,00 €, ISBN 978-3-8062-4021-4.

Der französische Historiker Etienne Francois, zwölfter Direktor des Centre Marc Bloch in Berlin, und der in Lille lehrende Thomas Serrier präsentieren eine ganz andere Geschichte Europas als gewohnt. Es geht ihnen, wie sie im Vorwort schreiben um eine „Verortung Europas mithilfe seiner geteilten und gemeinsamen Erinnerungen in einer globalen Zeit“. In nicht weniger als 133 Beiträgen versuchen sie sich dem sperrigen Gegenstand zu nähern. Drei große Bände dokumentieren das Unterfangen mit teilweise sehr kurzen Aperçus. Im ersten Band geht es darum, „die Vergangenheit zu lösen und die Zukunft zu entriegeln“, der zweite Band will zeigen „was wir teilen und was uns trennt“, und Band 3 bietet einen globalen Blick über die Grenzen Europas hinaus („Europa und die Welt, die Welt In Europa“). Die Beiträge sind von unterschiedlicher Gestalt und könnten bezüglich der unterschiedlichen Tiefendimensionen oder auch im Einzelnen kritisiert werden. Aber darum geht es in der Gesamtkonzeption weniger, denn in der Abfolge zeigen die Beiträge verschiedene Zugangsweisen zum Thema und verdeutlichen damit, dass das, was unter Europa verstanden wird, sehr unterschiedlich gedacht werden kann. Insofern ist das Werk eine ständige Einladung zum Wechsel der Perspektiven. Vor diesem Hintergrund ist gerade die Vielfalt der Zugangsweisen erfrischend, die damit von den Erinnerungen her ein vielfältigeres Europa evozieren. Deshalb verbietet es sich auch an dieser Stelle, über die Auswahl zu streiten, selbst wenn der schon breite Zugang noch durch viele andere Darstellungen und Aperçus ergänzt werden könnte.

Interessant sind für eine erste Orientierung die Karten im dritten Band, die erläutern können, was zu Europa gerechnet wird. So werden Kernbereiche, die aktuellen Grenzen sowie die Sprachen kartiert. Dazu kommt der Versuch, Europa durch die Jakobswege, gotische Bauwerke, die Kolonialreiche, durch Universitäten, Opernaufführungen, Schlachtfelder und anderes zu erschließen. Man vermisst die Verbreitung von religiösen Orden und die Rolle der Papstkirche. Aber natürlich könnte auch jede einzelne Karte kritisiert werden, weil jedes Kartenbild dort Sicherheiten suggeriert, wo Fragen offenbleiben. Dennoch: In der Abfolge der verschiedenen Karten macht sich insgesamt der Eindruck breit, dass Europa aus verschiedenen Perspektiven immer wieder unterschiedlich zu konzipieren ist. Vor diesem Hintergrund ist die dreibändige Geschichte Europas ein monumentales Werk, das man wahrscheinlich nicht in einem Zug liest, aber in dem man immer wieder lesen kann und nachdenklich wird, weil es eine breite Erinnerungslandschaft erschließt. Aus diesem Grund darf man dem Buch nur eine gute Verbreitung wünschen.

Erlangen

Klaus Herbers

Susan BROMHALL; Jane W. DAVIDSON; Andrew LYNCH (Hg.): A cultural history of the emotions (1–6), London: Bloomsbury Academic, 2019, 464,01 €, ISBN 978-1-4725-1506-3.

Das vorliegende sechs Bände umfassende Werk ist die erste englische Gesamtdarstellung der abendländischen Emotionsgeschichte, nach der französischen dreibändigen ‚Histoire des Émotions‘ (hg. Alain CORBIN, Jean-Jacques COURTINE and Georges VIGARELLO, Paris: Seuil, 2016–2017) überhaupt erst die zweite Gesamtdarstellung ihrer Art. Das Gesamtwerk setzt

sich aus 48 Beiträgen von ebenso vielen Autoren zusammen; es umfasst mit den Indices ca. 1200 Seiten und ist nach dem üblichen Epochenschema gegliedert. Die Frage nach einer möglichen Eigenständigkeit des Phasenverlaufs der Emotionsgeschichte wird nicht gestellt. Sie erübrigt sich angesichts der Zielsetzung dieses Werks, nämlich Emotionsgeschichte als Teil der Kulturgeschichte zu präsentieren. Die Emotionsgeschichte geht in einer allgemeinen Kulturgeschichte auf. Deshalb kann das sechsbändige Werk das Geschichtsmodell der traditionellen Sozial- und Kulturgeschichte übernehmen: Bd. I: Antiquity; Bd. II: Medieval Age (350–1300); Bd. III: Late Medieval, Reformation, and Renaissance Age (1300–1600); Bd. IV: Baroque and Enlightenment Age (17. und 18. Jahrhundert); Bd. V: Age of Romanticism, Revolution, and Empire (1780–1920); Bd. VI: Modern and Post-Modern Age (20. Jh.). Für jede Epoche wird ein Überblick über das von der Historischen Emotionsforschung erarbeitete Wissen geboten, und zwar gegliedert nach acht Gegenstandsbereichen: 1. Medizin/Naturwissenschaft, 2. Religion/Frömmigkeit, 3. Musik/Tanz, 4. Drama, 5. Bildende Künste, 6. Literatur, 7. Privatleben, 8. Politik und Emotionen. Nicht die Geschichte einzelner Emotionen wird präsentiert, sondern die Relevanz von Emotionen in unterschiedlichen kulturellen Bereichen vorgestellt. Vor dem Leser wird ein immenses emotionsrelevantes Text- und Bildmaterial ausgebreitet. Zu fragen ist freilich, inwiefern er tatsächlich über die Geschichte der Emotionen unterrichtet wird.

Emotionsgeschichte als Kulturgeschichte vorzustellen, hat den Vorteil, dass sich der Eindruck von der Historizität der Emotionen ganz von selbst einstellt. Es genügt, die Kultur einer Epoche zu skizzieren – die jedermann als spezifisch anerkennt. Die in diese epochenspezifischen Kulturen hineingezeichneten Emotionen werden dann wie selbstverständlich als epochenspezifisch gedeutet. Deshalb können in den Beiträgen zu Antike, Mittelalter, Renaissance usw. die heute gebräuchlichen Termini *love*, *anger*, *jealousy*, *shame* unter anderem verwendet und dennoch unterstellt werden, damit seien epochenspezifische Emotionen/Gefühle Liebe, Ärger, Eifersucht oder Scham gemeint. So wird vorausgesetzt, was erst noch zu beweisen wäre: die Historizität von Emotionen. So informiert etwa Lin FOXHALL in ihrem Beitrag zum Privatleben in der griechischen und römischen Antike (I, S. 125–145) über Liebe zwischen Familienangehörigen, über Eifersucht von Ehemännern, über die Liebe einer Familie zu Kindermädchen, über die Sorge um Familienmitglieder, über Gottesfurcht, Trauerbezeugungen, Konkurrenz zwischen Zwillingen, doch alle von Foxhall erwähnten Emotionen scheinen identisch mit heutigem Neid, heutiger Eifersucht, Sorge, Trauer, Mitleid zu sein. Einen Gegenbeweis kann Foxhall schon deshalb nicht führen, weil sie einräumen muss: „Rarely do formal or literary texts offer much direct or deep insight into emotional feelings and behaviors within, or even, between households.“ (I, S. 126). Wenn aber kein direkter Zugang zu den Emotionen der Menschen der Vergangenheit möglich ist, worüber reden dann emotionshistorische Studien? Es erstaunt, dass Foxhall dennoch überzeugt ist, zeigen zu können, dass „the emotional relationships of private live are played out in ways specific to those cultures“ (I, S. 124). Dieses Ziel kann die Autorin schon deshalb nicht erreichen, weil ihr das entsprechende Wissen über andere Kulturen und Epochen fehlt. Auch im Mittelalter wurde Liebeszauber praktiziert, wurden Liebestränke angerichtet, Verwünschungen gegen weibliche Konkurrenten ausgesprochen, nach dem Tode der Gattin die affektive Bindung an diese beschworen, der Mutter brieflich alles Gute gewünscht, der Ehefrau brieflich die Zuneigung beteuert. Dass sich Brüder wegen des Erbes zerstritten, dass man den Göttern (bzw. Gott) für die glückliche Rettung eines Verwandten dankt, all dies lesen wir auch in mittelalterlichen Quellen. Es wird keine ‚History of Emotions‘ geboten, das heißt kein historischer Wandel von Emotionen, sondern es ist lediglich von ‚Emotions in History‘ die Rede.

Nicht nur über den geschichtlichen Wandel von Emotionen unterrichtet das vorliegende Werk nur unzulänglich. Auch über die Emotionen selbst, verstanden als subjektive emotionale Erfahrungen, weiß das sechsbändige Werk wenig zu berichten. In den Einleitungen zu den sechs Bänden der ‚Cultural History of the Emotions‘ ist ganz selten die Rede von „affective experiences“, stattdessen oft von „ideas“, „definitions“, „representations“, „conceptions“, „expressions“, „performances“, „styles“, „words“, „languages“ von Emotionen. In den Indices der sechs Bände kommen die Lemmata *experiences* und *affective/emotional experiences* nicht vor. Man könnte fast meinen, das sechsbändige Werk könne und wolle über die emotionalen Erfahrungen unserer Vorfahren nichts aussagen, obwohl doch das Interesse gerade daran wesentlich zum emotional turn in den 1990er beigetragen hat. Vereinzelt werden in den sechs Bänden die Ausdrücke „felt experience“ (III, S. 110), „bodily emotional experience“ (III, S. 118), „emotional experience“ (IV, 6, S. 113), „affective experiences“ (IV, S. 147), „new emotional experiences“ (IV, S. 156 f.) verwendet, ohne aber, dass der Inhalt dieser emotionalen Erfahrungen benannt würde. Die Beiträge zu Musik, Bildender Kunst und Literatur sprechen oft von „emotional effects“ dieser kulturellen Zeugnisse, doch bleibt es bei der Benennung von zeitlosen Emotionen (*pity*, *compassion*, *disgust*, *horror*, *wonder*, *joy*, *grief*, *hate*, *desire* und anderen). Unterscheidet sich das Mitleid der mittelalterlichen Betrachter einer Passionsdarstellung also nicht vom Mitleid heutiger Kirchenbesucher, wenn sie den gekreuzigten Christus betrachten?

Doch das Ziel, die „affective experiences“ zu erforschen, ist auch in dieser Gesamtdarstellung nicht aufgegeben. Es wird weiterhin verfolgt, nur eben über ‚Umwege‘. Emotionshistoriker sind überzeugt, mit Hilfe der Analyse von „expressions, conceptions, representations, words“ unter anderem etwas über die „affective experiences“ zu erfahren. Denn sie gehen von der Interdependenz von emotionalen Erfahrungen einerseits und Konzeptionen, Definitionen und Ausdruck von Emotionen andererseits aus. Die „experience of emotion is shaped by how it is defined and articulated“ (IV, S. 5). Doch der Wunsch, historische emotionale Erfahrungen aufzuspüren, wird immer wieder mit der Erkenntnis konfrontiert, dass dies auch mit Hilfe der Erforschung von Emotionswörtern oder Emotionsdefinitionen nicht gelingt. In der Einleitung zum zweiten Band (Mittelalter) wird als Ziel emotionsgeschichtlicher Arbeit ausgegeben: „recovery of emotions in the Middle Ages“ (II, S. 1). Doch in einem anderen Beitrag desselben Bandes wird konstatiert: „For historians, recovery of feeling is not an option“ (II, S. 134). In der Einleitung zum ersten Band (Antike) heisst es: „Equally, we have no access to the felt symptoms of ancient emotions except as they are embedded in language and texts“ (I, S. 4). Der Beitrag „In Private“ in diesem ersten Band räumt im Hinblick auf die Privatbriefe ein, dass „it is impossible to access the feelings (if any) behind the formulae“ (I, S. 145). Denn diese ‚privaten Emotionen‘ in den Briefen seien durch konventionelle Ausdrucksformen ‚kanalisiert‘ (I, S. 145). Der Beitrag schließt wie folgt: „The big question is the extent to which these conventional expressions of feeling might come to embody as well as express the content of many people’s feelings“ (S. 145).

Innerhalb der historischen Emotionsforschung besteht offensichtlich ein Zwiespalt zwischen dem eigentlichen Erkenntnisziel und der Einsicht in die Beschränktheit der Erkenntnismöglichkeiten. So gerät auch diese Gesamtdarstellung der Emotionsgeschichte zu einem widersprüchlichen Hin und Her zwischen Ambition und Arbeitsergebnis. Folgerichtig haben sich einige Beiträge verabschiedet von dem Erkenntnisziel, „affective experiences“ zu erforschen. Stattdessen wird etwa erforscht, „how members of past societies represented, educated, privileged, enhanced, subdued, and organized feelings; how they recognized feelings in certain situations as relevant enough to record; how they misunderstood or disambiguated others“ (II, S. 134).

Diese Fragen würden es erlauben „to use the expressions, representations, and the discussions of emotion as pathways into medieval and political systems“ (II, S. 133). Dadurch sei es „possible to construct a history, not of emotions [!], but through emotions“ (II, S. 134). Subsumiert wird die diffuse Vielfalt an Methoden und Fragestellungen unter das Label „study of emotions“ (II, 1/7, S. 132,149/III, S. 107). Diese Formel suggeriert ein gemeinsames Erkenntnisziel der Historischen Emotionsforschung, doch untersucht wird ganz Unterschiedliches.

Wie sieht nun die Parallelisierung von Kulturgeschichte und Emotionsgeschichte konkret aus? Dies sei an den Beiträgen zur Literatur einer Epoche gezeigt. Hier ist das Bemühen erkennbar, Literatur als einen einfachen Indikator für den historischen Verlauf der Emotionen zu benutzen. Eine klare Antwort auf „the question of how literature serves, or might serve as source for the history of emotion“ (III, S. 114), wird in den einschlägigen Beiträgen jedoch nicht gegeben. Doch legt die Auswahl der besprochenen Texte und Autoren die Vermutung nahe, dass anhand der Literaturgeschichte ein möglichst einliniger Verlauf der Emotionsgeschichte demonstriert werden sollte. Die Darstellung der Literatur beschränkt sich im Allgemeinen auf die bekannten Werke der Höhenkamm-Literatur, deren Themen und Stile angeblich repräsentativ für eine ganze Epoche stehen. Ausgeblendet wird alles, was eine Literaturepoche als widersprüchlich oder zumindest als komplex erscheinen lassen könnte. Einige wenige Hinweise müssen genügen. Im Mittelalterband (II) wird für das 12./13. Jahrhundert lediglich (weltliche und religiöse) Liebesdichtung präsentiert, und zwar Darstellungen vorbildhafter Liebe. Ausgeblendet werden die Texte, die in parodistischer Manier eben diese höfische Liebe bzw. den ‚hohen Stil‘ der Liebe konterkarieren (Fabliaux, klerikale Parodien, ‚obszöne‘ Trobadorlieder), oder Texte, die ein ganz anderes Weltbild zeigen wie etwa die Heldendichtung. In Bd. III (Spätmittelalter, Renaissance) wird zwar Petrarca erwähnt, aber die große Masse an antipetrarkistischer Dichtung im 15./16. Jahrhundert mit ihren Parodien und Travestien gegen die platonisch beeinflusste Liebeslyrik wird ausgespart. Der Beitrag in Bd. IV (Barock und Aufklärung) stellt ausführlich den literarischen Diskurs über „the sublime, pity, compassion, passionate love and melancholy“ vor, verliert aber kein Wort über die zahlreichen Parodien und Satiren auf die preziös-galante Liebesdichtung in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. In Bd. V (1780–1920) wird der dominante, langanhaltende Einfluss des „sentimentalism“ beschrieben, aber ein solch kritischer, mit Ironie arbeitender Dichter wie Heinrich Heine bleibt unerwähnt. Mit einem Wort: Es werden die dominanten literarischen Strömungen vorgestellt, aber es fehlen die Gegenströmungen. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen wird nicht diskutiert. Nur so ergibt sich ein unkompliziertes Bild der Literaturgeschichte, an das dann eine ebenso unkomplizierte Emotionsgeschichte angeschlossen werden kann.

Die sechsbändige Emotionsgeschichte hätte, da Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen und Spezialisten für verschiedene Epochen beteiligt sind, die Gelegenheit geboten, manche Fehleinschätzungen über den historischen Wandel von Liebe, Ehe, Sexualität und Freundschaft zu überwinden. Doch finden wir die althergebrachten einschlägigen Vorurteile der Frühneuzeithistoriker über ‚das‘ Mittelalter. Einige Hinweise mögen genügen.

Im Zentrum des Beitrags zum Privatleben im langen 19. Jahrhundert (1780–1920; Bd. V, S. 137–156) steht die „new attention to family emotionality“ (V, S. 139). Zwar habe es schon vor dem späten 18. Jahrhundert emotionale Bindungen zwischen Eheleuten bzw. Familienmitgliedern gegeben, aber neu sei die öffentliche Betonung des emotionalen Werts der Familie (V, S. 138). Es sei „a new emotional climate within many families“ entstanden (V, S. 140) bzw. eine „new family emotionality“ (V, S. 142). Familie und Ehe seien zu einem emotionalen Zu-

fluchtsort vor allem für Ehemänner geworden. Der Beitrag konstatiert „the new distinction between family as emotional haven and a crucial external world“ (V, S. 155), „the role of family emotionality in contrast to the competitive public world“ (V, S. 146), and „the family as a vital emotional contrast with the increasingly harsh and demanding world of work“ (S. 141). Auch in VI, S. 130 wird die viktorianische Ehe als der Ort beschrieben, an dem „even men of affairs could repair to alleviate external stress“. Doch ausgerechnet diese Funktion von Familie und Ehe haben humanistische Gelehrte schon des 16. Jahrhunderts der Ehe zugeschrieben. (Rüdiger Schnell, *Sexualität und Emotionalität in der vormodernen Ehe*, Köln u. a. 2002, S. 161–172). Ebenso unzutreffend ist die Aussage, erst ab Ende des 18. Jahrhunderts sei wechselseitige Zuneigung als Voraussetzung für eine Eheschließung anerkannt worden (V, S. 144); vgl. Schnell, ebd., S. 117–123, 192–200, 424–427. Auch die Autorinnen des einschlägigen Beitrags in Bd. IV (IV, S. 137–153) halten an der Auffassung fest, erst im späten 18. Jahrhundert sei die Familie zu einer idealen emotionalen Gemeinschaft geworden (IV, S. 141). Andererseits schließen sie nicht aus, dass die neue diskursive Betonung der Gefühle doch keine neuen Gefühle von Liebe und Zuneigung hervorgerufen habe (IV, S. 145). Denn „attraction and affection“ in der Familie hätten schon in den vorangegangenen Jahrhunderten eine Rolle gespielt (IV, S. 145 f.). Die Autorinnen halten es sogar für möglich, dass sich im Laufe der abendländischen Geschichte nicht die Emotionen der Menschen, sondern lediglich der Ausdruck von Emotionen gewandelt habe (IV, S. 147). Hat also an die Stelle einer ‚History of the Emotions‘ eine ‚History of Expressions of Emotions‘ zu treten? Der Leser ist irritiert.

Man muss konstatieren, dass nicht nur die sechs Bände beziehungslos nebeneinander stehen, sondern auch die Beiträge innerhalb eines Bandes. Die thematisch affinen Beiträge (zu Religion, Drama, Literatur, Privatleben usw.) in den sechs Bänden lassen – mit wenigen Ausnahmen – jeglichen wechselseitigen Bezug vermissen. Jeder Beitrag fängt sozusagen wieder von vorne an, entwirft seine eigene Emotionsgeschichte. (In Bd. II äußern sich zu Augustin die Beiträge zu Religion, Musik, Drama, Bildende Kunst, Literatur, Privatleben und Öffentlichkeit, ohne Querverweise). Das macht die Lektüre einerseits zu einem reizvollen Erlebnis. Da aber kaum einer der Autoren über seine eigene Epoche hinausblickt, stellt sich das Werk als ein Konglomerat zusammenhangloser Einzeltexte dar. Der Leser muss sich selbst (s)eine Geschichte der Emotionen (bzw. Geschichte des Ausdrucks von Emotionen) zusammensetzen.

Niemand wird heute behaupten wollen, die Gefühlswelt eines römischen Legionärs zu Augustus' Zeiten (um 30 v. Chr.) habe sich nicht unterschieden von der eines Soldaten der US-Army im 21. Jahrhundert. Ebenso wird niemand unterstellen, der „affective style“ eines spätmittelalterlichen Stadtbewohners (ca. 1400) sei identisch mit dem „affective life“ der Bürger einer Großstadt im 20. Jahrhundert. Die Probleme ergeben sich aber, sobald wir versuchen, solche Vorannahmen zu beweisen. Sind wir überhaupt in der Lage, die Emotionen/Gefühle unserer Vorfahren zu erfassen? Die Lektüre der sechsbändigen ‚Cultural History of the Emotions‘ lässt einen skeptisch werden.

Die von mir aufgedeckten Defizite dieses stofflich imposanten Werks wird freilich kaum jemand bemerken, weil Emotionshistoriker in ihren epochenspezifischen Teilgebieten gefangen sind und jeweils nur den Band studieren werden, der ihr Fachgebiet betrifft. Einen Versuch, diese disziplinären Mauern der Historischen Emotionsforschung einzureißen, habe ich eben unternommen: Rüdiger Schnell, *Histories of Emotion. Modern – Premodern*, Berlin/Boston 2021.

Robert ROLLINGER; Kai RUFFING; Louisa THOMAS (Hg.): Das Weltreich der Perser. Rezeption – Aneignung – Verargumentierung (Classica et Orientalia 23), Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2019, VIII, 450 S., 98,00 €, ISBN 978-3-447-11296-3.

Der vorliegende, sehr umfangreiche und höchst lesenswerte Band zur Rezeptionsgeschichte und Imagologie des antiken Persien versammelt Beiträge einer Tagung, die 2015 in Kassel stattfand. Der Titel mag dem Wunsch nach einer größeren Breitenwirkung geschuldet sein, er spiegelt auf jeden Fall deutlich die Perspektive von Althistorikern wider, für die die Gleichsetzung des Weltreichs der Perser mit den Achämeniden selbstverständlich ist. Die Mehrdeutigkeit und nicht notwendigerweise an den klassischen griechischen Kontext gebundene Breite des Begriffes „Perser“ wird nicht explizit thematisiert, scheint aber bei nicht wenigen Beiträgen durch. So behandelt der Beitrag von Thomas NOLL zu „Persien in der Kunst des vierzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts“ auch orientalistisch-orientalisierende Bilderwelten der Kadscharenzeit ohne jeden antiken Bezug. Auch geographisch lässt sich das imaginierte Persien nicht immer eindeutig festmachen und steht oft übergreifend für den Alten Orient.

Insgesamt siebzehn Artikel sind in vier Abschnitten zusammengefasst: „Das Perserbild in der Antike“, „Das Perserbild in der Kunst“, „Das Perserbild in der weiteren Öffentlichkeit“ und „Das Perserbild in der Kultur- und Geistesgeschichte.“ Dem Charakter eines Tagungsbandes entsprechend bewegen sich nicht alle Beiträge auf demselben Niveau. Einige sind sehr knapp und stellen nur Verschriftlichungen von Vorträgen dar, andere dagegen präsentieren beeindruckende neue Forschungsergebnisse. Besonders hervorheben möchte ich die Beiträge von Valeska HARTMANN zu persischen Vorstellungswelten im Bühnenbild der *opera seria*, von Mauro SERENA zu den Libretti von Pietro Metastasio aus dem 18. Jahrhundert und von Anja WIEBER zum antiken Persien im Film mit einem breiten Panoptikum, das von frühen Esther-Filmen bis zu Jack Snyders 300 reicht.

Die thematisch leitende Frage nach Rezeption und Aneignung ist dabei fast ausschließlich die einer westeuropäischen Perspektive, die Persien von außen betrachtet, rezipiert und verargumentiert, dabei aber nur selten den Blick von innen zulässt. Dass Prozesse der historischen Aneignung auch im modernen Iran stattfinden, zeigt sehr knapp Sven GÜNTHER mit seinem Beitrag zu philatelistischen Darstellungen der imperialen Tradition Irans unter der Pahlavi Herrschaft. Ergänzend muss festgehalten werden, dass diese Aneignung durchaus in der Islamischen Republik fortgeführt wird. Eine Erweiterung des Themenspektrums um mythologische Geschichtsbilder in der islamischen Historiographie sowie um Rezeptionsansätze aus Iran seit dem 19. Jahrhundert könnte wertvolle weitere Impulse liefern.

Bamberg

Christoph U. Werner

Alexandre GRANDAZZI: Urbs. Roms Weg zur Weltmetropole, Darmstadt: wgb Philipp von Zabern, 2019, 718 S., 80,00 €, ISBN 978-3-8053-5215-4.

Rom war keine gewöhnliche Stadt der Vormoderne. Diese Aussage bezieht sich nicht nur auf eine quantitative Binsenweisheit, sondern auch auf die besondere qualitative Rolle, die das urbane Zentrum als exklusiver Ort politischen Handelns vor allem in der römischen Republik spielte. Lange konzentrierte sich die althistorische Forschung auf die Rekonstruktion der politi-

schen Abläufe und sah die bauliche Infrastruktur primär als architektonische Ausschmückung, die eher dekorativen denn substantiellen Charakter gehabt hätte und ein spezifisches Sujet der archäologischen Forschung sei. In jüngerer Zeit mehrten sich aber wichtige Beiträge, die auf die intensive Interaktion zwischen der Entwicklung der urbanen Substanz und den Grundbedingungen der gesellschaftlichen Entfaltung verweisen. In diese Forschungstendenz reiht sich nun der weite Überblick von Alexandre Grandazzi ein.

Die Darstellung untergliedert sich in drei Hauptteile: Ausgehend von einer ausführlichen Rekonstruktion der Anfänge Roms bis zur Vertreibung der Könige ca. 509 v. Chr. (S. 31–162) wird im zweiten Abschnitt die urbane Entwicklung bis zum Ende des Zweiten Punischen Krieges 201 v. Chr. untersucht (S. 165–389). Der Schlussteil (S. 393–627) widmet sich dann der republikanischen Hoch- und Spätzeit bis zum monarchischen Übergang unter Augustus um Christi Geburt. Das Buch beschränkt sich also auf das vorkaiserzeitliche Rom und damit auf eine Epoche, deren archäologische Relikte durch die spätere Überbauung eine besondere interpretative Herausforderung bilden.

Auf der Basis seiner beeindruckenden Kenntnisse neueste archäologischer Ergebnisse geht der Autor diese Aufgabe an und versteht es, vor den Augen des Lesers ein überaus lebendiges Bild der Abläufe zu entfalten. Die detailorientierten Rekonstruktionen einzelner Gebäude fügt er geschickt in den Entwurf funktionaler und symbolischer Qualitäten übergeordneter Ensembles ein. Dabei gelingt es, die Varianten der urbanen Infrastruktur informativ und elegant mit den wesentlichen Aspekten der sozio-politischen Entwicklung zu verknüpfen.

Besonders stark ist das Buch für die römische Frühzeit. Da uns für diese Epoche faktisch schriftliche Quellen fehlen, besitzen die archäologisch fassbaren Überreste eine zentrale Position. Hier nutzt der Autor seine langjährige Forschungskompetenz zu dieser Epoche, um aus den materiellen Relikten wesentliche Impulse zur Neuinterpretation der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu geben. Beispielhaft sei hier nur auf die entscheidende Bedeutung der frühen Siedlungsaktivitäten auf dem Kapitol und vor allem auf die Belege für eine weit angelegte, ambitionierte Stadtmauer verwiesen, die eindeutige Hinweise auf eine frühe urbane Entfaltung Roms geben, die in der althistorischen Forschung bisher oft skeptisch gesehen wurde. Aber auch für den weiteren Verlauf der römischen Republik hat der Autor es geschafft, eine Fülle von Material in eine kompetente Gesamtschau einzuordnen. Dies ist eine beeindruckende Leistung, von der der Leser intensiv profitiert.

Bochum

Bernhard Linke

Max SPINDLER; Alois SCHMID (Hg.): Das Alte Bayern. Von der Vorgeschichte bis zum Hochmittelalter (Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 1), München: C.H. Beck, 2017, 726 S., 49,95 €, ISBN 978-3-406-68325-1.

Das von Max Spindler begründete fünfbandige Handbuch der bayerischen Geschichte ist seit seiner ersten Auflage 1967 das Flaggschiff der deutschsprachigen landesgeschichtlichen Literatur. Der erste Band „Das alte Bayern. Das Stammesherzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts“ erfuhr 1981 eine aktualisierte Neuauflage und seit 2017 liegt nun eine dritte Auflage vor, die Alois Schmid, einer der Nachfolger Spindlers auf dem Münchner Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte herausgegeben hat. Schon auf den ersten Blick fallen zwei Ver-

änderungen auf: Erstens ist das Buch etwas schmaler geworden, es enthält nun mit 726 Seiten 40 weniger als sein Vorgänger. Zweitens ist es nicht mehr „der Spindler“, sondern der Name des Herausgebers ziert den Titel und den Buchrücken. Dass das Handbuch dennoch der „Spindler“ bleibt, zeigt sich, wenn man das Inhaltsverzeichnis liest, das sich weitgehend an die Spindler'sche Gliederung anlehnt, dabei aber stärker die Chronologie betont, weniger Unterpunkte enthält und auch ein bislang nicht behandeltes Kapitel ankündigt. Als weitere Novität wurden die bisherigen Fußnoten durch Endnoten ersetzt. Dies ist für den Leserkreis von Vorteil, der das Buch von Anfang bis Ende durchlesen will. Wenn man es jedoch als wissenschaftliche Arbeitsgrundlage benutzt, muss man ständig hin- und herblättern. Ein zweites Lesebändchen wäre hierfür von Vorteil gewesen.

Deutlich gerafft wurde das am Anfang stehende Verzeichnis der abgekürzten Literatur und der wissenschaftliche Apparat im Allgemeinen. Die Endnoten enthalten nur die Literaturangaben und verzichten auf darin versteckte Forschungsdiskussionen, die ohnehin besser im Haupttext aufgehoben sind.

Inhaltlich war es das Ziel des Herausgebers das Handbuch in einer möglichst knappen Form entstehen zu lassen. Das ist gelungen, konnte jedoch nur erreicht werden, weil manche Bereiche stark gekürzt wurden, etwa in der Kulturgeschichte und der Sozialgeschichte. Dafür wurden aber auch neue Ansätze aufgenommen, wie das erste Kapitel „Raum und Umwelt“ von Hansjörg KÜSTER, das die Vielgestaltigkeit Bayerns deutlich macht und mit der Darstellung der langfristigen Erdoberflächenprozesse einen wichtigen Einblick in die Geomorphologie, die Klima- und Vegetationsgeschichte sowie in die Siedlungsgeographie bietet. Die Autoren des Werks entstammen nahezu alle einer jüngeren Generation von Historikern, die sich durch ihre bisherigen Forschungen für ihre Themenbereiche empfohlen haben. In allen Kapiteln wird der große Forschungsfortschritt der einzelnen Disziplinen deutlich, ganz besonders in der Archäologie, die seit den 1980er Jahren durch neue Techniken großen Wissenszuwachs ermöglicht hat. Dies wird schon im zweiten Kapitel deutlich, in dem die Münchner Archäologin Amei LANG den Zeitraum von der Älteren Steinzeit bis zum Ende der Keltenreiche darstellt. Und auch die Römerzeit, für die der Würzburger Althistoriker Karlheinz DIETZ gewonnen wurde, werden neueste archäologische und namenkundliche Forschungsergebnisse präsentiert. Das Zeitalter der Agilolfinger (Kap. IV) verantwortet der Münchner Mediaevist Roman DEUTINGER. Anstelle der alten Vorstellung der bajuwarischen Landnahme wird die Ethogenese des Bayernvolkes dargestellt. Im Abschnitt „Das Erbe der Römer“ wird erneut der große Forschungsfortschritt durch archäologische Befunde, aber auch durch die Namenforschung deutlich, wie auch in Deutingers Abschnitt zu Christentum und Kirche. In den zwei folgenden Kapiteln über die Karolingerzeit und die Zeit der Luitpoldinger- und Welfenherzöge hat Roman Deutinger die Abschnitte zur politischen Geschichte verfasst, während der Freiburger Mediaevist und Landeshistoriker Jürgen DENDORFER die innere Entwicklung des Landes, also Verfassung, Kirche und Wirtschaft beschreibt. Auch hier geschieht das auf dem neuesten Forschungsstand, wenn man auch die sozialgeschichtliche Perspektive in manchen Bereichen etwas vermisst.

Kapitel VII beschreibt dann „das kulturelle Leben“, in der Vorgängerauflage noch „das geistliche Leben“ genannt. Der Münchner Landeshistoriker Ludwig HOLZFURTNER hat dabei den Abschnitt über Wissenschaft und Bildung verfasst und auch einen eigenen zur „Welt der Juden“ eingefügt, der in der bisherigen Auflage nicht eigens vorhanden war, und der sich ganz auf die blühende Regensburger Gemeinde konzentriert, die bis ins 13. Jahrhundert die einzige belegbare im Herzogtum Bayern war.

Die große Rolle Bayerns für die Ausbildung der lateinischen wie der althochdeutschen Literatur im deutschen Sprachraum beleuchtet Hans PÖRNbacher, der beste Kenner der Materie, dessen Tochter Mechthild als Co-Autorin fungiert. Ausführlich werden hier die verschiedenen Textgattungen beginnend mit dem Freisinger *abrogans*, einem lateinisch-althochdeutschem Wörterbuch bis hin zum frühen Minnesang dargelegt.

Darauf folgt das von der Erlanger Kunsthistorikerin Heidrun STEIN-KEKS verfasste Kapitel zur Kunst, welches im Vergleich zur Vorgängerauflage deutlich an Umfang gewonnen hat. Im Gegensatz zum Kapitel „Die Literatur“ wird hier jedoch auf Zwischenüberschriften verzichtet, so dass man die einzelnen Kunstgattungen nicht schnell findet. Den Abschluss des Textteils des Bandes bildet dann das vom Regensburger Musikwissenschaftler David HILEY geschriebene Kapitel „Musik“.

Diese Neuauflage ist ein Meilenstein geworden: Eine klar strukturierte, kompetente Grundinformation zur Geschichte Bayerns des früheren Mittelalters auf neuestem Forschungsstand. Dass man in einem für den Freistaat Bayern so bedeutenden Darstellung allerdings lesen muss, dass die Neuauflage nur durch die großzügige Spende eines Privatmannes möglich war, macht im Kulturstaat Bayern stutzig.

München/Erlangen

Andreas Otto Weber

Tracy Chapman HAMILTON: *Pleasure and Politics at the Court of France. The Artistic Patronage of Queen Marie of Brabant (1260–1321)* (Studies in Medieval and Early Renaissance Art History 64), London/Turnhout: Harvey Miller Publishers, 2019, 323 S., 125,00 €, ISBN 978-1-905375-68-4.

Tracy Chapman Hamiltons Buch präsentiert sich als Kleinod in hochwertiger Aufmachung, großformatig, mit zahlreichen, auch ganzseitigen Farbabbildungen, wobei die ansprechende optische Aufmachung das Interesse der Autorin an materieller Kultur und visueller Repräsentation spiegelt. Beiden Themen ist dieses Buch gewidmet. Am Beispiel Maries von Brabant beschreibt die Autorin neue Wege, um einen Beitrag zur Schließung der offensichtlichen Lücke an Forschungen zur weiblichen Patronage zu leisten.

Nach einer historischen Einordnung Maries in ihre Herkunfts- und Ankunftsfamilie widmet sich die Autorin insbesondere ihrer Patronage im Bereich von Manuskripten, Skulpturen und Architektur sowie schließlich den Grablegungen. In sechs konzisen Kapiteln wird zunächst Chapman Hamiltons Konzept weiblicher Patronage erörtert, das Netzwerke gleichermaßen erfasst wie sich am eigenen Stil Maries orientiert, der zur Spurensuche für Neuordnungen dient. Eines der Hauptergebnisse ist somit auch die erste Gesamtdarstellung an Manuskripten, die mit Marie in Verbindung gebracht werden können. Dabei schreibt sie Marie – unter dem Einfluss ihrer brabantischen Herkunft – die Einführung eines neuen höfischen Stils zu, der vor allem säkular orientiert war, auf Netzwerken und Dynastie ruhte wie der Pflege höfischer Kultur in Lyrik und Festen, mit Betonung historischer Sujets und dem Einsatz innovativer Materialien und Ikonographien. Damit schuf Marie einen Kontrapunkt zur religiös dominierten höfischen Kultur Ludwigs IX., dem Vater ihres Gatten, und setzte Maßstäbe bis weit ins 14. Jahrhundert. Überzeugend gliedert die Autorin Marie vor allem in weibliche Netzwerke ein, die sie nicht zuletzt auch deshalb besonders nutzte, da sie als zweite Gemahlin eigene Wege beschreiten

musste. Die Betonung von Dynastie und Erbe ruhte gleichermaßen auf der karolingischen Linie, welche die Herzöge von Brabant für sich reklamierten. Marie wird somit zum Exempel für weibliches politisches Agieren, das sich im Verbinden von Familien ebenso wie von geographischen Räumen, der gekonnten Nutzung säkularer wie geistlicher Patronage und in klugen Netzwerken abbildete. Ihr Erfolg schlägt sich noch in den Folgegenerationen nieder, wenn etwa Karl V. Manuskripte aus ihrem Besitz sammelt.

Insgesamt besticht das Buch durch seine sorgfältige und aufwändige Gestaltung gleichermaßen wie durch die hohe wissenschaftliche Qualität, dicht und gut lesbar geschrieben. Der fundierte und ausführliche Fußnotenapparat bietet neben der intensiven Diskussion der Literatur zum Thema auch die Betrachtung der handschriftlichen Überlieferung, vor allem von Rechnungen, Inventaren und Manuskripten, während die Materialität und Visualität der Quellen über die hochwertigen Illustrationen gleichermaßen Berücksichtigung finden. Insgesamt ein inspirierendes Buch, mit dem die Autorin zweifellos Maßstäbe für die Erforschung weiblicher Patronage setzt.

Salzburg

Christina Antenhofer

Astrid BROCHLOS: Japanische Grundherrschaft im 12. bis 16. Jahrhundert. Die Region Minase im Spannungsfeld der Interessen von Hofadel, Klerus und Kriegeradel (Asien- und Afrika-Studien der Humboldt-Universität zu Berlin 52), Wiesbaden: Harrassowitz-Verlag, 2019, 149 S., 38,00 €, ISBN 978-3-447-11277-2.

„Grundherrschaft“ – und überhaupt sozio-politische Institutionen einer Epoche, die zumal in der japanischen Forschung als „mittelalterliche“ apostrophiert wird – sind schon seit langem Gegenstand historisch-vergleichenden Forschens, in Japan wie außerhalb. So bietet auch diese Studie von Astrid Brochlos, Japanologin an der Humboldt-Universität, eine Fülle von Anregungen für transdisziplinäre Forschung. Zu ‚Minase‘ hat Brochlos bereits 2001 eine umfangreiche Studie vorgelegt (Bd. 8 o. a. Serie). Am Beispiel Minase untersuchte sie dort die Entwicklung von ‚Grundherrschaft‘ seit ihren frühesten Anfängen in der Mitte des 8. Jahrhunderts, als der antike Zentralstaat sich anschickte, in hauptstadtnahen Provinzen landwirtschaftlich nutzbare Flächen auszuweisen. Zu diesen zählte auch ‚Minase‘. Diese Areale tauchen in den Quellen meist unter der Bezeichnung „shō“ oder „shōen“ auf. Aus ihren Erträgen sollte zunächst ein neues staatliches Unternehmen finanziert werden, nämlich ein reichsumspannendes Netzwerk buddhistischer Provinztempel.

Brochlos' erste Studie deckt die Entwicklung von ‚Minase‘ vom ersten Quellenbeleg eines *shōen* dieses Namens im 8. Jahrhundert bis zur Epoche der vollen Entfaltung ausgefächerter Sondernutzungsrechte und patrimonialer Verwaltungen verschiedener Institutionen und Personengruppen im ausgehenden 12. Jahrhundert ab. Das Wort *shō* bzw. *shōen* wurde zwar weiterhin verwendet, obgleich sich der Begriffsinhalt wesentlich gewandelt hatte. Alle diese nutznießenden Institutionen waren anfänglich staatlich alimentiert, suchten jedoch – nunmehr mit zunehmend eigenständigen organisatorischen und fiskalischen Mitteln ausgestattet sowie von Fall zu Fall und je nach Region auf unterschiedliche Weise – die zuvor rigide zentralstaatliche Kontrolle zu lockern oder gar sich ihrer zu entledigen. Dieser institutionelle Wandel betraf allen voran die sozioökonomische Grundlage zentraler religiöser Einrichtungen, des Kaiserhauses, hoher höfischer Adelshäuser und ausgewählter zentraler Amtsstellen.

Der Tempel Tōdaiji, im 8. Jahrhundert ranghöchster, in der Hauptstadtprovinz Yamato (Nara) gelegener Provinztempel, war ein zentraler Nutznießer dieser Entwicklung, die eben auch ‚Minase‘ erfasst hatte. Diese sozioökonomischen Gegebenheiten gelten, wenngleich nun nicht mehr so ausschließlich auf den Tōdaiji zentriert, auch für die hier vorgelegte zeitlich anschließende Studie, die nun den Zeitraum vom ausgehenden 12. bis ins frühe 16. Jahrhundert zum Gegenstand hat. Es ist dies die Phase höchster Differenzierung der hauptstädtischen Eliten und damit auch der *shōen*-‚grundherrschaftlichen‘ Ordnung, schließlich aber zugleich die Phase ihrer Auflösung.

Die unter dem Quellenbegriff *shōen* erfassten Institutionen der Bodenverfassung (außer *shōen* finden sich noch weitere Institutionen mit ganz ähnlicher Struktur und Funktion, auch wenn sie unter anderen Bezeichnungen auftreten) bilden seit der Herausbildung einer neuzeitlichen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert ein zentrales Thema der historischen Japanforschung. Beinahe ebenso lange wurde inner- wie außerhalb Japans darüber debattiert, wie sie sich adäquat in ein ‚transkulturelles‘ System historischer Begrifflichkeit einbeziehen ließen. Die Annäherung des Quellen-Begriffsfeldes von ‚*shōen*‘ mit dem von ‚Grundherrschaft‘ ist ein bedeutsames Ergebnis dieser Debatte.

Fragen des begrifflichen Rahmens werden jedoch eher en passant abgehandelt, der Schwerpunkt der hier vorgelegten Studie und zugleich ihr Reiz liegen auf der umfassenden Präsentation der Quellen. Die Autorin hat den Quellenbestand zu ‚Minase‘, der über zahlreiche Editionen verstreut ist, überhaupt erst einmal systematisch erfasst. Ein Ergebnis dieser ordnenden Sichtung ist der Befund, dass sich in der hier betrachteten Phase nunmehr zwei unterschiedliche grundherrschaftliche Institutionen unter dem Ortsnamen ‚Minase‘ verbergen: zum einen die *shōen*-Grundherrschaft des oben erwähnten buddhistischen Tempels Tōdaiji, zum andern eine auf kaiserliche Initiative zurückgehende Neugründung des 13. Jahrhunderts, die trotz ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zu ersterer weitgehend eigene Wege ging und in der sich schließlich eine lokale Kriegersippe als dominante Kraft durchsetzte. An einen Ereignis- und institutionengeschichtlichen Überblick schließt sich eine systematische Zusammenfassung der Quellenauswertung an. Darin nehmen die Themen Abgaben, Dienste und Steuern, die von der leistungspflichtigen Bewohnerschaft unterschiedlicher Status zu erbringen waren, sowie die Entwicklung der horizontal und vertikal überaus komplexen Nutzungs-, Besitz- und Zutrittsrechte eine zentrale Stellung ein.

So ergibt sich das Bild eines über viele Jahrhunderte herrschaftlich erfassten Gebiets, dessen wechselvolle und komplexe Entwicklung sich anhand einer selten reichhaltigen und relativ kontinuierlichen Quellenüberlieferung detailliert nachzeichnen lässt. ‚Minase‘ teilt einige typische Eigenschaften mit den meisten hauptstadtnahen *shōen*-Grundherrschaften. Mit wohl nicht viel mehr als fünfzehn Hektar eine verhältnismäßig kleine Fläche umfassend, war diese indes intensiv und durchgehend ertragreich bewirtschaftet, profitierte zudem von der verkehrsgünstigen Lage am Fluss Yodo, der wichtigsten Transportverbindung für Massengüter zwischen dem Meer und der Hauptstadt Kyoto. Gestützt auf überaus detaillierte Quellenanalysen entfaltet Brochlos das facettenreiche Bild eines zentraljapanischen grundherrschaftlichen Komplexes. Er ist durch die Gemengelage von Inhabern unterschiedlicher, vertikal gestaffelter Rechte und Interessen und verschiedener ständischer Zugehörigkeiten gekennzeichnet. Die Akteure kommen nicht nur, wie es dem Konzept der *shōen* entspräche, aus zentralen geistlichen Institutionen sowie Krieger- und Hofadel, sondern in dieser Phase zunehmend auch aus lokalen und regionalen Eliten, die dem mittleren und niederen Status der Kriegerschicht entstammen

und die schließlich dem System der *shōen*-Grundherrschaften durch Machtbildungsprozesse eigener Dynamik ein Ende bereiten.

Gestützt und bereichert wird die Darstellung durch einen umfangreichen Regestenanhang, der fast die Hälfte der Studie ausmacht. Indem der Haupttext immer wieder auf jenen verweist, werden die komplexen Entwicklungslinien an bedeutsamen Stellen durch quellennahe Momentaufnahmen ergänzt und damit auch für eine Leserschaft außerhalb der Japanologie anschaulich gemacht. Diese Quellennähe, die auch einen Zugang zur Erörterung einer transdisziplinär kompatiblen Verbegrifflichung regionalspezifischer historischer Befunde schafft, machen auch diesen zweiten Teil der Geschichte von ‚Minase‘ zu einer nicht nur für die historische Japanforschung, sondern ebenso für die transkulturell orientierte Erforschung vormoderner Geschichte überhaupt zu einer an nützlichen Funden reichen Lektüre.

Bonn

Detlev Taranczewski

Julia BURKHARDT: Von Bienen lernen. Das bonum universale de apibus des Thomas von Cantimpré als Gemeinschaftsentwurf. Analyse, Edition, Übersetzung, Kommentar (Klöster als Innovationslabore 7), Regensburg: Schnell und Steiner, 2020, 1616 S., 76,00 €, ISBN 978-3-7954-3505-9.

Bis heute gelten Bienen (nicht zuletzt bei Volksentscheiden) als Sympathieträger. Das didaktisch angelegte Werk des Thomas von Cantimpré aus dem beginnenden 13. Jahrhundert hat die Bienen als eine Gemeinschaft im Blick, präsentiert sie zumindest in einer solchen Rahmen-erzählung. Julia Burkhardt hat dieses Werk ediert, übersetzt und kommentiert. Die Heidelberger Habilitationsschrift beschreitet neue Wege, indem sie nicht zu einer klassischen Edition führt. Aber sie schafft Grundlagen, denn nicht zuletzt die im zweiten Teilband vorgelegte Edition samt Übersetzung (insgesamt über 1000 Seiten) wird sicherlich lange Zeit dankbar angenommen werden.

Thomas trat 1217 in das Augustiner-Chorherrenstift von Cantimpré bei Cambrai ein. Er schloss sich später, etwa in den 1230er Jahren, jedoch den Dominikanern in Löwen an. Sein Studium in Paris konfrontierte ihn mit den Diskussionen zwischen den verschiedenen Orden, die damals die Debatten bestimmten. Neben einigen anderen Schriften verfasste Thomas vor allen Dingen um 1250 den „Liber de natura rerum“ sowie bis etwa 1270 das hier interessierende „Bonum universale de apibus“. Seine Vorstellungen über den Bienenstaat veranschaulichte Thomas durch zahlreiche Beispiele.

Lange Zeit wurde dieses Werk des Thomas insbesondere von Volkskundlern als Werk der Erzählforschung gewürdigt und dabei die verschiedenen Geschichten und Anekdoten sowie Exempla als unterhaltsame Lektüre charakterisiert. Julia Burkhardt sieht demgegenüber im Bienenbuch eine Art Gemeinschaftsentwurf, der vornehmlich als Predigthilfe und Predigthandbuch angesehen wurde. Insofern schwenkt sie stärker in die Tradition der französischen Forschung ein, die ausgehend von Werken wie demjenigen des Stephan von Bourbon und anderen bis hin zu Vinzenz von Beauvais oder auch in der *Legenda Aurea* didaktische Aspekte unterstreicht. Julia Burkhardt macht entsprechend wahrscheinlich, dass das Werk insgesamt dazu diente, den Gläubigen zentrale Moral- und Ordnungsvorstellungen durch Beispiele und Geschichten zu vermitteln.

Zentral für eine solche These ist der Nutzungszusammenhang des Buches, der besonders schwer zu entschlüsseln ist. Wichtig erscheint hier vor allem die Ordnung der Textzeugen, von denen es nach Julia Burkhardt derzeit 123 lateinische und 16 volkssprachige bekannte Handschriften gibt. Die Nutzung dieser Handschriften will sie durch Nachweis von Gebrauchsspuren, Tausch, Zitaten und ähnlichen Aspekten weiter konkretisieren. Vielleicht hätten hier auch die verschiedenen Ansätze der Volkskunde (Enzyklopädie des Märchens, Tubach, Index Exemplorum) noch weitere Ergebnisse zeitigen können. Überlieferungen und die bisherigen Versuche, ein Stemma herzustellen, sieht Burkhardt als problematisch an. Da es kaum möglich ist, eine Autorenfassung zu rekonstruieren, bedient sich die Autorin der sogenannten automatischen Stematologie, die sie mit Hilfe von Züricher Kolleginnen und Kollegen erstellt hat. Daraus ergeben sich fünf relativ stabile Gruppen, die für die Edition ihr Gewicht behalten. Eine Langversion des Buches entstand wahrscheinlich demnach erst im 15. Jahrhundert. Die verschiedenen Anteile werden in der Edition durch Kursivierung deutlich gemacht.

Die zahlreichen Anhänge im ersten Teilband helfen, die Teile und Anordnung des Buches besser nachzuvollziehen. Neben einem ausführlichen Anhang zur Verwendung der verschiedenen Fassungen und Geschichten sind die Ergebnisse der stematologischen Überlegungen, aber auch Fragen zur Lebenswelt des Thomas von Cantimpré, kurze Zusammenfassungen der Geschichten und vieles andere mehr in diesen wertvollen Übersichten zu finden. Aufgrund dieser Vorarbeiten, die sich im ersten Teilband in großem Maße in den Anhängen materialisieren, wird es möglich, die Edition und Übersetzung nach je eigenen Fragestellungen zu nutzen.

Julia Burkhardts umfassende Untersuchung, Edition und Übersetzung dieses zentralen Erzählwerks des 13. Jahrhundert verdient höchste Anerkennung, dabei wären Aspekte der Erzählforschung neben den Gesichtspunkten von Predigt und Didaxe sicherlich noch stärker in die Interpretation einzubeziehen. Die Edition und Übersetzung zeigen eindrucklich, in welchem Maße die Dominikaner im 13. Jahrhundert in den verschiedensten Erzählformen didaktisch wirkten und damit ihr Prinzip „*verbo et exemplo*“ umsetzten. Insofern gehört auch diese monumentale Untersuchung und Edition in den Zusammenhang dominikanischen Wirkens im 13. Jahrhundert und in der Zeit darüber hinaus.

Erlangen

Klaus Herbers

Peter BRANDT; Werner DAUM; Miriam HORN (Hg.): Der skandinavische Weg in die Moderne. Beiträge zur Geschichte Norwegens und Schwedens vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag, 2016, 334 S., 59,00 €, ISBN 978-3-8305-3638-3.

Das Interesse für die Geschichte Nordeuropas (Skandinavien und Finnland) im europäischen Raum ist zwar alt, wurde aber nicht immer mit Intensität verfolgt und erforscht. Dies hat sich in den letzten Jahrzehnten markant geändert, auch wegen der wachsenden Aufmerksamkeit auf die Nord- und Ostseeregion. Vor dem Hintergrund zentraler europäischen Entwicklungslinien und besonderer skandinavischen Ausprägungen im Bereich der politischen Kultur, fest verankerten Zivilgesellschaften und ein ausgeprägtes Nations- und Volksverständnis analysiert und diskutiert die vorliegende Publikation, ob man von einem besonderen skandinavischen Weg

in die Moderne sprechen kann. Der Band ist das Ergebnis einer Studienexkursion nach Norwegen (Bergen, Oslo) und Schweden (Stockholm), die 2011 unter Leitung von Prof. Dr. Peter Brandt von der Fern-Universität Hagen realisiert wurde.

Um Norwegen und Schweden, die von 1814–1905 in einer Personal-Union zusammengehörte, vergleichend zu analysieren, wurden drei thematische Perspektive ausgewählt: die gesellschaftliche Entwicklung und politische Geschichte, das historische Erbe und Traditionsverständnis, sowie die Beziehungen zwischen Norwegen und Schweden und zwischen Deutschland und Skandinavien. Das Norwegen und Schweden sich für eine Grundbetrachtung der nordeuropäischen Geschichte in besonderer Weise geeignet ist, lässt sich nach Meinung des Rezensenten „cum grano salis“ in mehreren Bereichen akzeptieren, bietet aber als zentrale Teile einer nordischen Großregion auch Ausgangspunkte für weitere Studien und Vergleiche.

Die drei Themenbereiche wurden in der Einleitung in ihren historischen Entwicklungen erörtert, und die Bedeutung der folgenden Studien für das Gesamthema umrissen. Peter Brandt liefert einen fundierten und profilierten Überblick über die Grundzüge der norwegischen und schwedischen Geschichte seit der Wikingerzeit. Die Verfassungsorgane und -Entwicklungen in den zwei Staaten wurden dabei besonders berücksichtigt.

Im ersten Themenkomplex untersucht Geir Atle ERSLAND die Stadtentwicklung in Westnorwegen 1450–1850. Er hebt zu Recht besonders Bergen hervor, und geht das Wachstum der westnorwegischen Städte bis 1850 nach. Otfried CZAİKA analysiert das berühmte „Uppsala möte“ 1593 im Kontext der schwedischen Verfassungspolitik und hebt als Novum die Konfessionsverpflichtung sowie die ähnliche Entwicklung im Heiligen Römischen Reich hervor. Harald FRETER liefert einen Überblick über den Übergang vom schwedischen Ständeparlamentarismus zum Verfassungsstaat und parlamentarischer Demokratie von 1719 bis 1921. Die Entwicklung kann als ein kontinuierlicher Prozess der Konstitutionalisierung und anschließenden Parlamentarisierung und Demokratisierung betrachtet werden. Patrick PRITSCHA behandelt den bekannten Polarforscher Fridtjof Nansen und die Forschungs- und Entdeckungsreisen als wichtige Bausteine eines norwegischen Nationalbewusstseins. Einhart LORENZ geht auf Antisemitismus in Norwegen näher ein und betont zu Recht die nordischen Aspekte eines gesamteuropäischen Phänomens. Weiter wurde die schwedische Neutralitätspolitik während des II. Weltkriegs diskutiert (Harald Freter). Und Anne-Marie KARTH liefert einen interessanten sozialpolitischen kulturhistorischen Vergleich zwischen Schweden und der DDR mit Parallelen und Ausblicke zur Bundesrepublik.

Das historische Erbe und Traditionsverständnis wurden in drei Studien behandelt. Monika MATTLNER geht die Wirkungsgeschichte der Saga-Literatur vom Mittelalter bis heute im Norden nach und zeigt darüber hinaus u. a. die Adaption in Deutschland im 18–19. Jahrhundert bei der Konzeption eines eigenen Nationalgefühls. Annika FINK stellt Edvard Griegs musikalischer Einfluss bei der Bildung einer norwegischen Nationalidentität dar, und Rolf B. SIEVERS behandelt umfassend die Erinnerungskultur und Legendenbildung betreffend Gustav II. Adolf von Schweden im 19. und 20. Jahrhundert.

Das dritte und letzte Hauptthema „Beziehungsgeschichte(n)“ wurde in vier perspektivreichen Beiträgen erörtert. Die Hanse und ihr Kontor in Bergen wurden umrissen (Elisabeth LIEBERKNECHT). Miriam Horn analysiert „Lappland“ im Wandel – Die Moderne am Rand Europas im 18. Jahrhundert. Sie betont den Imagewandel „Lapplands“ von einem unbekanntem bsw. gefährlichen, einsamen und exotischen Ort bis hin zu einem bekannten Ziel für Abenteurer. Weiter wurde die schwedische Ostindische Kompanie (1731–1813) behandelt (Christa STELL-

MANN) sowie die vielen kaiserlichen Nordlandfahrten Wilhelms II. in den zeitgenössischen Medien (Kathrin SPRENGER).

Die Frage eines besonderen skandinavischen Weges in die Moderne wurde nicht endgültig beantwortet, sondern benötigt wie von den Herausgebern pointiert weitere vertiefte Studien u. a. über Legitimitätsansprüche politischer Herrschaft, Verfassungsvergleiche zwischen Norwegen und Schweden 1814–1905 sowie Studien der beziehungsgeschichtlichen Relationen der beiden Länder. Das Buch liefert aber insgesamt eine Fülle von neuen Impulsen und Ideen und verdient von einer breiten Lesergemeinde wahrgenommen zu werden.

Greifswald

Jens E. Olesen

Michel PAULY; Martina STERCKEN: Stadtentwicklung im vormodernen Europa. Beobachtungen zu Kontinuitäten und Brüchen, Zürich: Chronos, 2019, 119 S., 15,00 €, ISBN 978-3-0340-1549-3.

Das schmale Bändchen (gut 60 Seiten Text mit vielen sorgfältig ausgewählten Karten und Bildern) zweier der erfahrensten Stadthistoriker im deutschsprachigen Raum, greift eine bemerkenswerte Menge von Stichworten der neueren Forschung auf und ordnet sie anhand der Kriterien Tragweiten und Halbwertzeiten, Kontinuitäten und Brüche (oder Beobachtungen zu „Permanenz und Wandel“) in die *longue durée* der Stadtgeschichte zwischen dem 12.–19. Jahrhundert ein. Eingeengt wird der Raum gegenüber dem Titel maßgeblich auf „westeuropäische Stadt“ (was praktisch Beispiele von Städten in den modernen Staaten Frankreich, Luxemburg, Schweiz, Deutschland, Italien und Großbritannien heißt). Unter den bisweilen eng ineinandergreifenden Ordnungsaspekten urbaner Raum als Stadtgebiet und Städtetz (bei weitem das längste Kapitel), städtisches Wirtschaften und sein Radius, gesellschaftliche Ordnung der Bürgergemeinde, Ausprägungen von Stadt mit je politischen Handlungsspielräumen und kulturelle Mittelpunktfunktion kommen eine Reihe wichtiger Fragen und Erkenntnisse der aktuellen Forschungsdiskussion zur Sprache. Ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit seien einige Punkte herausgegriffen: Am Anfang steht der Stadt-Raum, seine Entstehung und Entwicklung sowie soziale Aneignung und dann das Umland als Teil des Stadtraums, der Ausbau von Städten und ihre mögliche Mehrteiligkeit sowie arbeitsteilige Raum-Differenzierung, schließlich die Verdichtung zu Städtelandschaften. Festgehalten wird im Sinne der Fragestellung, dass keine geradlinige Vermehrung zu beobachten ist, sondern auch wieder Ausdünnungen bei politisch und wirtschaftlich initiierten Gewichtsverschiebungen im Laufe der Zeit, eine dynamische Relation zwischen gewachsen und geplant. Ein besonderes Thema der langen Dauer ist auch Be- und Entfestigung im generelleren Rahmen des neuzeitlichen Umgangs mit überkommenen Räumen. Ein hohes Gewicht in der Darstellung der Stadtraumgestaltung kommt den vielfältigen Funktionen und Wirkungen des Marktes, oft Keimzelle von Städten, zu: Lokalität, Agglomerationspunkt und Zentrum des Rechts und der Macht und durch all das neben anderen (wie Rathaus, Kirchen, Judenviertel) zentrales Gliederungselement des Raumes. Dem städtischen Markt mit seiner wirtschaftlichen Zentralfunktion kann wiederum durch die Jahrhunderte gefolgt werden, von Messen und Fernhandelsgefüge bis zu global cities. Zu den spannenden Beobachtungen, die der besondere Zugriff des Bändchens ermöglicht, gehört dann auch, dass über die lange Zeit die erfolgreiche Stadt ein polyvalentes Produktions- und Handelszentrum

war (in dem der Zunftzwang, bei aller Zäsur, die die Gewerbefreiheit bedeutete, entgegen verbreiteten Vorurteilen nicht mit Innovationsblockade gleichzusetzen war), während monokausale Städte (ein Gewerbe, ein Entstehungsgrund) immer verwundbar waren und kaum als solche überdauerten. Für die städtische Gesellschaft wird ihre Vielfalt und Kommunikationsstärke aufgegriffen, vor allem aber die berechtigte und immer noch notwendige Mahnung, jegliches Idealbild vor allem des 19. Jahrhunderts aufzulösen: Gerade städtische Autonomie und politische Spielräume sowie innere politische Betätigungsmöglichkeiten waren sehr unterschiedlich von Stadt zu Stadt und im Vergleich zum Vorbild des 19. Jahrhunderts; rechtliche Unterschiede prägten mittelalterliche Städte in ihrem Inneren, der Übergang zu Dörfern war fließend und was ein Bürger war und konnte, unterschied sich sehr von Stadt zu Stadt. Städte waren – wenn gleich in sehr unterschiedliche Weise – auf Bevölkerungszuzug angewiesen, daher offen nach außen und ihre Führungsschichten waren zu allen Zeiten vielfältigem Wandel ausgesetzt. Hinzu kamen die Wandlungen, die von veränderten Rahmenbedingungen wie der Reformation oder der frühneuzeitlichen Staatsbildung ausgelöst wurden. Insgesamt liegt ein kluges und gut geschriebenes Bändchen vor, dem nicht zuletzt Einsatz in der Universitätslehre zu wünschen ist.

Hagen

Felicitas Schmiede

Teresa HIERGEIST: Tiere der Arena – Arena der Tiere. Neuverhandlungen der Interspezies-Relationen in den aristokratischen Kampfspielen des siglo de oro, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2019, 517 S., 49,80 €, ISBN 978-3-8260-6852-2.

Anders als die Lektüre des Titels suggerieren mag, beschränkt sich die Habilitationsschrift von Teresa Hiergeist nicht auf ritterliche Turnierspiele, sondern widmet sich auch anderen „kulturellen Performanzen mit konfrontativer und kompetitiver Grundstruktur, die in der Öffentlichkeit anlässlich politischer und religiöser Feierlichkeiten zwischen Adeligen bzw. menschlichen und tierlichen Akteuren stattfinden“ (S. 28). Die Tiere, deren Beziehung zum Menschen untersucht wird, sind folglich nicht nur Pferde, sondern auch Jagdhunde und Beizvögel sowie tierische Kontrahenten beim Stierkampf oder der Jagd (Wildschweine, Bären oder Hirsche). Die Desiderata, denen die Verfasserin abhelfen möchte, sind die „Ausklammerung der Tiere aus den Forschungen zu den aristokratischen Kampfspielen“ und die „Marginalisierung des Ausdruckscharakters der Interspezies-Relation in der Forschung zu Tieren in der Frühen Neuzeit“ (S. 11). Das umfangreiche Korpus, auf dem die Analyse fußt, umfasst zeitgenössische Traktate zu Reiterei, Stierkampf und Jagd sowie Festerzählungen, Chroniken, Reiseberichte und fiktionalen Texte. Neben einer Vielzahl anonymer Romanzen werden die Werke der großen Autoren des Siglo de Oro – Lope, Góngora, Quevedo, Tirso de Molina, Calderón und besonders Cervantes – untersucht. In Anbetracht des Themas ist es verwunderlich, dass – abgesehen von Joanot Martorells *Tirant lo Blanc* – die ritterliche Erzählliteratur nur wenig Beachtung findet und die an Turnier- und Jagddarstellung reichen *libros de caballerias* nicht für die Analyse fruchtbar gemacht werden.

Dimensionen der Kampfspiele, denen besondere Bedeutung beigemessen werden sind ‚Repräsentation‘, ‚Ritual‘ und ‚Sport‘. Die Verfasserin arbeitet heraus, wie sich im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts eine zunehmende „Sportifizierung“ der vormals repräsentativ-rituellen Praxis abzeichnet. Theoretisch positioniert sich die Arbeit im Umfeld der *human-animal stu-*

dies, die den Objektcharakter von Tieren in Frage stellen und bestehende Vorstellung logozentrismskritisch dekonstruieren möchten.

Der Hauptteil der Untersuchung unterscheidet zwischen Gegner- und Helfertieren, wobei ‚Tiere‘ als „diskursive Konstrukte, die sich in Kontakt und Aushandlung mit dem ‚Menschen‘ erst formieren“ (S. 175) verstanden werden sollen. Hinsichtlich der „Mensch-Gegnertier-Beziehung“ wird gezeigt, wie im Laufe des Untersuchungszeitraums die verbreitete Funktionalisierung der tierischen Gegner, deren Inferiorität unbestritten ist, zunehmend auf Kritik aus unterschiedlichen Lagern stößt, die auch durch eine zunehmend empathischere Haltung zu erklären sei. Bei der Beziehung zu den Helfertieren suggeriert bereits die Kapitelüberschrift eine Entwicklung „vom Werkzeug zum Wesen“, die zum einen an den verschiedenen Praktiken der Dressur von Pferden, Hunden und Beizvögeln und zum anderen am konkreten Umgang mit diesen Tieren in der Kampfspielpraxis festgemacht wird. Es überrascht nicht, dass konterdiskursive Skepsis, die zu einer „tendenziellen Zunahme der Mensch-Tier-Nähe“ (S. 456) beiträgt, weniger in der Traktatliteratur als in literarischen Texten zum Ausdruck kommt.

Das spanische Siglo de oro zeichnete sich durch eine besonders reiche Kampfspieltradition aus, in der tierische Akteure – wie Teresa Hiergeist detailliert und überzeugend aufgearbeitet hat – eine zentrale Rolle spielen. „Tiere der Arena – Arena der Tiere“ ist ein nicht nur für Hispanisten überaus lesenswertes Buch.

Trier

Folke Gernert

Elisabeth BRUNERT; András FORGÓ; Arno STROHMEYER: Kirche und Kulturtransfer – Ungarn und Zentraleuropa in der Frühen Neuzeit (Schriftenreihe zur Neueren Geschichte. Neue Folge 3), Münster: Aschendorff, 2019, 258 S., 43,00 €, ISBN 978-3-402-14770-2.

Ungarn steht bei deutschsprachigen Historikern nicht gerade im Mittelpunkt des Interesses – zu Unrecht, war doch das vor mehr als 1000 Jahren christianisierte Land seit dem Mittelalter eng mit der zentraleuropäischen Geschichte verwoben. Für die Epoche der frühen Neuzeit zeigen dies die Beiträge des vorliegenden Buches. Im Jahr 1526 war der kleinere Teil des Landes, der nicht vom Osmanischen Bereich besetzt worden war, an die Habsburger gefallen. Diese waren in der Folgezeit bestrebt, die Moslems zurückzudrängen und das Land zu rekatholisieren. Die religiösen Verhältnisse blieben von daher noch anderthalb Jahrhunderte fließend und instabil.

Das Buch vereint 15 Artikel, die überwiegend von Nachwuchswissenschaftlern verfasst wurden, elf davon auf Deutsch und vier auf Englisch. Die eher lose zusammengefügte Beiträge stehen unter dem gemeinsamen Nenner, dass die Kirchen „beim Transfer materieller, symbolischer und wertebezogener Kulturgüter vom Mittelalter bis in die Moderne eine zentrale Rolle“ spielten (S. 1). Bei der Erforschung des „Kulturtransfers“ handelt es sich um einen noch relativ jungen kulturwissenschaftlichen Forschungsansatz, der sich erst seit den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts endgültig etabliert hat. Dass dieser Ansatz für den gewählten Gegenstand besonders fruchtbar werden kann, dazu trägt auch bei, dass die von den HerausgeberInnen gewählte Perspektive nicht nur kirchen-, sondern auch profan- und kunsthistorisch ist. Eine solche fächerübergreifende Zusammenarbeit ist heute keine Selbstverständlichkeit. Der Band geht auf die internationale Tagung „Kirche als Kulturträger – Die Rolle der Kirchen im Kulturtransfer des mittleren und östlichen Europa“ zurück, die vom 10.–12. Mai 2012 in Budapest stattgefunden hat.

Barnabás GUITMAN führt zunächst kenntnisreich in die komplizierten konfessionellen Verhältnisse der Reformationszeit in Ungarn ein, das bis zur Gegenreformation zwischen Lutheranern, Calvinisten und Altgläubigen umkämpft war (S. 13–28). Eine calvinistische Minderheit hat in der ungarischen Gesellschaft bis heute einen starken Einfluss (der gegenwärtige Staatspräsident und seine Entourage gehören dieser Kirche an). Ein weites Feld nimmt András VIZKELETY in den Blick, wenn er die Seelsorgepraxis im mehrsprachigen Ungarn vom Mittelalter bis in die Maria-Theresianische Zeit untersucht (S. 41–49). Das mehrsprachige Land war dazu prädestiniert, religiöse Entwicklungen aufzunehmen und für die eigenen religiösen Bedürfnisse zu adaptieren, wie man an der Gestaltung der Pastoral ablesen kann. Wichtigen Aufschluss über die religiösen Verhältnisse im Land geben Statusberichte über die kirchlichen Verhältnisse, die regelmäßig an den Heiligen Stuhl zu schicken waren („Ad-Limina Berichte“). Diese Textgattung, die Aufschluss über den Prozess der Rekatholisierung des Landes gibt, nimmt Péter TUSOR in seinem Beitrag in den Blick (S. 87–104). Mit einer wenig bekannten Ordensgemeinschaft, den im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Ungarn sehr bedeutenden und einflussreichen Paulinern, beschäftigen sich die Artikel von Maria-Elisabeth Brunert und Gábor SARBAK (S. 133–162 und 163–180). Kulturtransfer von Frankreich lässt sich besonders bei den mittelalterlichen Zisterziensern beobachten, wie Klára BERZEVICZYS Artikel belegt (S. 181–194). Im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation und seinen angrenzenden Gebieten war ein Kulturtransfer auch dadurch gegeben, dass Bischöfe über Ländergrenzen hinweg kirchliche Pfründen kumulierten. Dies demonstriert Ludolf PELIZAEUS am Beispiel des Mainzer Kurfürsten und Reichserzkanzlers Philipp Karl von Eltz (S. 195–216). Orthodoxe Glaubensflüchtlinge aus osmanisch besetzten Gebieten hinterließen ihre Spuren im zeitgenössischen Ungarn, wie Xénia GOLUB anhand der Ikonenmalerei darlegt (S. 217–233). Das Zeitalter der Gegenreformation war auf katholischer Seite mit einer stärkeren innerkirchlichen Vernetzung und einer zunehmenden Konzentration der Kräfte verbunden, wie Emil HARGITTAY an der Gestalt des ungarischen Primas Pázmány zeigen kann (S. 233–240). An diesem Kirchenfürsten wird deutlich, dass der Erfolg des zeitgenössischen Katholizismus sich nicht zuletzt durch seine stärkere internationale Verflechtung erklärt, zu der der straff zentralistisch organisierte und international ausgerichtete Jesuitenorden entscheidend beitrug.

Damit sind nur einige der behandelten Themen angerissen. Stärker berücksichtigen könnte man die Rolle der deutschen Siedler in ungarischen Gebieten und ihren Einfluss auf die religiöse Kultur des Landes. Die Beiträge dieses Bandes sind eher auf den Transfer nach Ungarn als von dort in den Rest Europas fokussiert. Das dürfte im Großen und Ganzen der Realität entsprechen. Etwas unglücklich gewählt ist der Titel, insofern in den Artikeln auch mittelalterliche und neuzeitliche (und eben nicht nur „frühneuzeitliche“) Entwicklungen gewürdigt werden. Hier wäre es vielleicht sinnvoller gewesen, den ursprünglichen Tagungstitel zu übernehmen.

Das vorliegende Buch illustriert eindrücklich, wie das Ungarn der Frühen Neuzeit mit dem Rest Europas verknüpft war und dass die Religion dabei einen wesentlichen Faktor darstellte. Die Begegnung mit kulturellen Traditionen Zentraleuropas prägte die Kultur des Landes. Nicht alles, was aus West- und Südeuropa kam, wurde kritiklos aufgenommen. Die christlichen Konfessionen trugen aber insgesamt zu einem Kulturtransfer in erheblichem Maße bei.

Søren Peter HANSEN; Stefanie STOCKHORST (Hg.): Deutsch-dänische Kulturbeziehungen im 18. Jahrhundert. German-Danish Cultural Relations in the 18th Century (Schriften des Frühneuzeitzentrums Potsdam 9), Göttingen: V&R unipress, 2019, 206 S., 42,00 €, ISBN 978-3-8471-0920-4.

Die Geschichte Dänemarks und der deutsch-dänischen Kulturbeziehungen im 18. Jahrhundert ist seit langem in gleicher Weise vertraut wie aber immer noch bemerkenswert unbekannt. Die grundlegenden Untersuchungen Ole Feldbæks oder Tagungsbände wie „Der dänische Gesamtstaat. Kopenhagen-Kiel-Altona“ (Bohnen, Svend Aage Jørgensen (Hg.): Der dänische Gesamtstaat. Kopenhagen-Kiel-Altona, Tübingen 1992.) von 1992 erwecken den Eindruck, über jene Zeit gäbe es eigentlich nicht mehr viel zu forschen. Der Blick trügt, und bei näherem Hinsehen wird deutlich, dass gerade zur ersten Hälfte jenes Jahrhunderts Forschungslücken bestehen und viele ungehobene Schätze in deutschen wie dänischen Archiven und Bibliotheken ruhen. Aber auch für die bereits tiefer erforschte zweite Hälfte lassen sich noch immer wichtige inhaltliche Aspekte hinzufügen und Altbekanntes tiefer oder vielleicht auch anders beleuchten. Diesem Jahrhundert, das eben nicht nur ein „Zeitalter der Aufklärung“ war, widmet sich der von Søren Peter Hansen und Stefanie Stockhorst herausgegebene Tagungsband „Deutsch-dänische Kulturbeziehungen im 18. Jahrhundert. German-Danish Cultural Relations in the 18th Century.“ Allein die gelungene Zusammenarbeit von Herausgeberin und Herausgeber macht den Band zu einem wahrhaft deutsch-dänischen Projekt.

Die Veröffentlichung ist zweisprachig und umfasst elf Beiträge einer Wolfenbütteler Tagung von 2017, denen ein knappes Vorwort vorangestellt ist. Sie ist gut in der Reihe der „Schriften des Frühneuzeitzentrums Potsdam“ mit den vorangegangenen Bänden zur Kommunikations-, Literatur- Musik- und Wahrnehmungsgeschichte aufgehoben. Die Beiträge wurden von langjährig ausgewiesenen Forscherinnen und Forschern sowie von Nachwuchswissenschaftlern verfasst. So enthält der Band Aufsätze von Anne-Marie MAL, Iwan-Michelangelo D'APRILE, Tine REEH, Albert MEIER, Helga MEISE, Stefanie STOCKHORST, Gordon HERENZ, Henrik BLICHER, York-Gothard MIX, Jesper Lundsfryd RASMUSSEN und Christoph SCHMITT-MAASS. Im Rahmen der sehr breiten Kulturtransferforschung beschäftigen sie sich vor allem mit literaturgeschichtlichen Fragestellungen, was auf den ersten Blick anhand des Buchtitels nicht ganz deutlich wird. Erschließen lässt sich die Vielfalt der vorgestellten oder erwähnten Protagonisten durch ein hilfreiches Namensregister am Ende.

Das Buch vereint Darstellungen zu Vertretern einer spezifisch deutsch-dänischen Kultur- und Literaturgeschichte, wie die Herrnhuter Brüdergemeine, Carl August Struensee, Jeremias Friedrich Reuss, Gerstenberg, Lessing, Baggesen, Steffens und Ernst Schimmelmann. Gewinnbringend und erfreulich ist dabei die Berücksichtigung auch früherer Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, wie der Beitrag Albert Meiers über Johann Elias Schlegels Wochenschrift „Der Fremde“ beispielhaft zeigt. Darin werden die zeittypischen literarisch-politischen Diskurse um den „Nationalcharakter“ und das „Fremde“ thematisiert, die nach wie vor von der spezifisch frühaufklärerischen Debatte um das „Mitmenschlich-Gemeinsame“ überlagert wurden, wie sie Jahrzehnte zuvor bereits in englischen, schweizerischen und norddeutschen Moralischen Wochenschriften zum Tragen kam.

Wohlthuend wird die „Aufklärung“ nicht pauschal als Konzept oder als Epochenbegriff verstanden, wie es traditionell gemeinhin üblich ist. Das macht der Aufsatz von Christoph Schmitt-Maas deutlich, der anstelle einer Schlussbetrachtung sicherlich nicht zufällig am Ende

des Bandes steht. Denn „Aufklärung“, wie der Autor am Beispiel der „bösen deutschen Aufklärer“ zeigt, ist in nicht unbeträchtlichem Maße lediglich ein Spiegelbild, wenn nachfolgende Generationen auf das 18. Jahrhundert blicken und am Ende sich selbst sehen.

Der gelungene Ansatz des Bandes darf die heute für praktisch jede Rezension obligatorischen, wenigen, aber den positiven Gesamteindruck keinesfalls schmälern den Kritikpunkte nicht vergessen machen. Vielleicht nicht ganz zu vermeiden, irgendwie aber doch bedauerlich ist die Tatsache, dass der Band in erster Linie eine männliche Geschichte repräsentiert und Frauen als Akteure der deutsch-dänischen Kulturbeziehungen kaum, etwa in Form der Herrnhuter Schwestern in Christiansfeld, vorkommen. Mancher Leser hätte sich eine ausführlichere Einleitung zum Thema gewünscht, mit der unter Berücksichtigung aktueller Modelle und Theorien zum kulturellen Austausch dem Band ein etwas programmatischerer Charakter verliehen worden wäre. So bleibt die in der Einleitung konstatierte thematische Breite zum 18. Jahrhundert Programm. Auch die Frage, was eigentlich das „Deutsche“ und „Dänische“ für den Band ausmache, wird in der Einleitung nicht beleuchtet. Zweifellos handelt es sich dabei nicht um ein ausschließendes Entweder-Oder, das das Wirken der einzelnen Protagonisten charakterisiert hätte, sondern um das Transnationale, vor allem das Deutsche in Dänemark. Am ehesten trifft hier das Konzept des „Grenzgängers“ zu, wie es Tine Reeh in ihrem Beitrag zu Reuss in den Band einführt. Ein gewisser Kontrast ergibt sich übrigens zwischen den ganz überwiegend exzellenten und außerordentlich reflektierten Betrachtungen des Bandes und einigen wenigen seit den 1970er Jahren immer wieder gebetsmühlenartig getroffenen Aussagen, die eigentlich überwunden hätten sein können. Insgesamt ein wirklich empfehlenswerter, bereichernder Band!

Kiel

Martin Krieger

Jacques CUISIN: Naturgeschichten: Buffons spektakuläre Enzyklopädie der Tiere, Darmstadt: wbg Theiss, 2019, 304 S., 78,00 €, ISBN 978-3-8062-4040-5.

Im Rahmen einer Suche nach alternativen Betrachtungsmöglichkeiten von Natur vor dem Hintergrund wissenschaftskritischer Umweltdiskurse wird derzeit in allerlei früh- und vornezeitlichen naturgeschichtlichen Werken eine „ökologische“ Sichtweise rekonstruiert. Hierzu gehört auch der Naturforscher Comte de Buffon, dessen Werk die Grundlage für das hier vorliegende Buch bildet und der in der naturgeschichtlichen Wissensforschung lange im Schatten Carl von Linnés stand. Auch die Auseinandersetzung des am Muséum national d'histoire in Paris tätigen Ökologen Jacques Cuisin mit Buffons „Historie naturelle“ steht in diesem Licht. Reproduziert werden in dem großformatigen Band eine Auswahl von 145 Bildtafeln aus den Bänden zu vierfüßigen Tieren der „Historie naturelle“, denen einseitige, von Cuisin verfasste Texte gegenübergestellt sind. Jeder dieser Texte ist dreigeteilt: ein erster Abschnitt reflektiert die Geschichte der klassifikatorischen Einordnung, ein zweiter stellt die Lebensweise und Biologie der Tiere vor, ein dritter nimmt eine historische Reflexion des kulturellen Umgangs mit den jeweiligen Tieren vor. Die Einleitung verortet die Geschichte von Buffons Arbeit historisch wie wissenschaftlich und stellt die Neubeschäftigung mit seinem Werk in den Kontext des Anthropozäns und menschlicher Umwelt- und Naturzerstörung. Cuisin knüpft damit selber an die Tradition der Naturgeschichte an, um sie mit einem heutigen ökologischen Blick, der die Verflechtung von menschlicher Kultur und nichtmenschlicher Natur betont, zu erneuern. Im

Zentrum steht also nicht eine Betrachtung von Buffon als Naturforscher, sondern ein kulturökologischer Blick auf die jeweiligen Tiere durch Buffons naturgeschichtliches Werk hindurch. Buffons Tiere erscheinen damit nicht nur als ein wissenschaftliches Phänomen, sondern sie werden zu einer methodischen Linse, die menschliche Kultur und ihre Geschichte aktiv in ihrer Verflechtung mit Tieren zu betrachten sucht. Dabei wird im ganzen Band auf Literaturverweise verzichtet (lediglich eine einseitige Bibliografie zu Texten von und über Buffon findet sich am Ende des Bandes) und auch über den Ursprung der Bildtafeln lässt sich wenig Auskunft finden. Das scheint auf den ersten Blick nur logisch. Der Band richtet sich an ein breites naturgeschichtlich interessiertes Publikum und scheint mit der Autorität Buffons vor allem Begeisterung für Natur hervorrufen zu wollen. Aus kulturgeschichtlicher Perspektive bleibt aber zu fragen, ob Cuisin nicht gerade mit diesem Zugang an die Dimension einer europäischen naturgeschichtlichen Tradition anknüpft, die Natur zu einem der Kultur äußerlichem, bürgerlichem Anschauungsobjekt gemacht hat, und damit den Bemühungen einer Kulturgeschichte auf der Höhe unserer Zeit zuwiderläuft. Dieser Blindfleck ist insofern zu bedauern, als dass das Zusammendenken von Klassifikation, tierlicher Lebensart (bei der explizit auch die kulturelle Lebensart oder die Lebensart der Tiere in Kultur, etwa von gewissen Hundezüchtungen, Berücksichtigung findet) und ihre Rolle in Kultur(en) ein interessantes Tableaux darstellt, um neue methodische Zugangsweisen einer naturbewussten Kulturgeschichte zu entwerfen. Hierfür wäre aber gerade eine kulturgeschichtliche Reflexion des eigenen naturgeschichtlichen Ansatzes notwendig, die von einem Ökologen aber vielleicht auch nicht erwartet werden kann.

Kassel

André Krebber

Bernhard UNTERHOLZNER: Die Erfindung des Vampirs. Mythenbildung zwischen populären Erzählungen vom Bösen und wissenschaftlicher Forschung, Wiesbaden: Otto Harrassowitz Verlag, 2019, 372 S., 49,90 €, ISBN 978-3-447-11299-4.

Wer glaubte, alles über den Vampir zu wissen, wird in dieser Monografie schnell eines Besseren belehrt. Hier erfährt er kaum geahnte Zusammenhänge – etwa, dass sich Goethe und Wagner in ihren Werken unter anderem vom Vampirmythos inspirieren ließen. Bernhard Unterholzner, der Autor der vorgelegten Monografie, trug eine 43 Druckseiten füllende riesige Menge an Quellen und Texten der unterschiedlichsten Art zusammen, um eine Diskursgeschichte des Vampirs und des Vampirismus zu schreiben, in der alle schriftlichen und filmischen Verarbeitungen zum Vampir-Thema einer analytischen Betrachtung unterzogen werden; eine Leistung, die über die Anforderungen an eine Dissertation – als solche entstand diese Arbeit – weit hinausgeht und beeindruckt.

Der Vampir ist eine Erfindung – dies ist der auch im Titel zum Ausdruck gebrachte Kerngedanke des Buches. Der Autor fragt daher nicht nach einer „geschichtlichen Wirklichkeit“ bzw. nach einem ursprünglichen Volksglauben zum Vampirismus oder nach einer authentischen Vampirfigur, sondern nach deren Konstruktion im transnationalen Diskurs (S. 28).

Ihr Ausgangspunkt ist das Jahr 1732, als von einer Untersuchungskommission an der österreichischen Militärgrenze über eine „unerhörte Begebenheit“ im serbischen Dorf Medvedja (Der Autor fügt hinzu: „nahe Belgrad“ (S. 43). Gegenwärtig findet man ein Dorf Medvedja allerdings in Südserbien.) berichtet wurde. Dieses Ereignis begründete den im westlichen Europa

„wuchernden“ Vampirmythos bzw. die zunächst nur auf das östliche Europa als „das Andere“ projizierten Vorstellungen von einem Totengespenst, das nachts aus dem Grab steigt und den Lebenden das Blut aussaugt. Im weiteren Verlauf entwickelte sich diese Geschichte in dem sich modernisierenden Europa zu einem Medienereignis, in dem Vampire in den verschiedensten Zusammenhängen als Grenzfiguren und Gegenspieler imaginiert wurden – bei der gleichzeitigen Schwierigkeit, den Vampir zu definieren und dessen Ursprünge zu ermitteln. Nicht einmal die Etymologie des Begriffs „Vampir“, so der Autor (S. 7), habe man überzeugend klären können – dies ist so indessen nicht ganz richtig. Dessen Herkunft von aksl. *ст.-слав. вѣпѣръ* und Zusammenhang mit *upreti*, *upirati* „bedrücken“ ist in der slawischen vergleichenden Sprachwissenschaft allgemein akzeptiert.

Chronologisch beschreibt der Autor, wie die Figur des Vampirs annähernd 300 Jahre lang von unterschiedlichen Disziplinen und unter unterschiedlichen Aspekten immer wieder neu beschrieben und „erfunden“ wurde, sich zum „Kollektivsymbol“ und zu einer kollektiven Erzählung der westlichen Imagination entwickelte. „Man hätte den Vampir nicht besser erfinden können“, so der Autor (S. 327).

In der Suche nach dem Ursprung des Blutsaugers wurden die Folklore, die Antike, das Mittelalter und Mythen, ja auch die Bibel und Religionen herangezogen. In den 1740er Jahren befasste sich die römisch-katholische Kirche mit dem Vampir als „Werk des Teufels“, und 1755 befeuerte ein Bericht von einer weiblichen Blutsauger-Gestalt im mährisch-schlesischen Grenzgebiet die Fantasien, aber auch Stellungnahmen von Gelehrten wie Rousseau (1763) und Literaten wie Goethe, der das Thema in seiner Ballade über die untote „Braut von Korinth“ (1797) aufgriff. In der romantischen Hinwendung zu Sagen und Liedern der Serben erschien der Vampir in vermeintlich authentischen Sammlungen, in denen Literatur und Sage, Kunstdichtung und Volksdichtung vermengt wurden. Seit den Erfolgen des Vampirthemas in Theater, Oper und Literatur in den 1820er Jahren war die Figur endgültig als erzählerisches Topos verankert. Wagner greift es in seinen Opern „Der Fliegende Holländer“ (1843) und „Parsifal“ (1882) auf.

Zwischen 1830 und 1850 fand der Vampir durch den Münchner Geschichtsprofessor Joseph Görres Eingang in die mystische Naturphilosophie. Er definierte den Vampir als „magnetischen“ Energiesauger, der seinem Opfer durch magnetische Kräfte die Lebenskräfte nimmt. Der Zoologe und Naturphilosoph Maximilian Perty (1804–1884) positionierte den Vampir als Grenzerscheinung zwischen psychischen Störungen und magischen Phänomenen. Der Vampir wurde mit Mesmerismus und Elektrizität in Verbindung gebracht. Demgegenüber erklärten Evolutionisten und Materialisten den Vampir aus Insektenplagen. Ende des 18. Jahrhunderts war der Vampir bereits weit über medizinische und philosophische Debatten hinaus auch Gegenstand von illustrierten Geschichtsbüchern und unterhaltsamen Büchern der Volksaufklärung, und neben seiner Verwendung als Chiffre für Kritik am Aberglauben von Bevölkerung, Klerus und mancher Gelehrter wurde der Vampir im Zusammenhang mit marxistischer Kritik an politischer und wirtschaftlicher Ausbeutung sowie im Zusammenhang mit antisemitischen Diskursen zur politischen Metapher des ausbeuterischen „Blutsaugers“. So wurde unter anderem Joseph Süß Oppenheimer, dem „Hofjuden“, die „Aussaugung des Landes“ zur Last gelegt. Selbst Immanuel Kant bezeichnete 1789 die Juden als „Vampyre der Gesellschaft“.

Spätestens als 1897 in London Bram Stokers Roman „Dracula“ erschien, verschob sich das Zentrum des Vampirismus in der westlichen Imagination nach Siebenbürgen, zu dem walachischen Woiwoden Vlad III. Drăculea (*um 1431–1476/77). In der Dracula-Forschung wurden angebliche massenhafte Pfählungen und das Bluttrinken des Vlad Țepeș als Ursachen für

seinen vermeintlichen Vampirismus herangezogen. War der Vampirismus bis dahin stets eine Sache der Toten, die die Lebenden heimsuchten, geriet er Mitte des 19. Jahrhunderts vollends zur alleinigen Angelegenheit der Lebenden – ihrer Nerven und Sexualität, die Wissenschaftler wie Sigmund Freud beschäftigte.

Als Kollektivsymbol in politischen Diskursen diente der Vampirismus um 1900 noch für unterschiedliche Gruppen, die ihren jeweiligen Antagonisten damit besetzen konnten. Völkische Autoren fanden in ihm ein Symbol für die dunklen, international agierenden Kräfte (Gewerkschaften, Sozialisten, internationales Kapital, Juden), die den Nationalkörper, begriffen als Volkskörper, aussaugen und vergiften würden. Die Besetzungen des Vampirs als Tyrann und Aussauger verbanden sich in der nationalsozialistischen Imagination endgültig mit dem jüdischen Vampir, den man in der Person Joseph Oppenheimers wiederentdeckte, der sich „nicht scheute, den allerletzten Blutstropfen aus dem württembergischen Volk noch herauszuziehen.“ (S. 278) Hitler schreibt 1925 im ersten Band von „Mein Kampf“ vom „Völkervampyr“, den er auch als Synonym für den „Völkerparasiten“ und dessen „blutsaugerische Tyrannei“ verstand.

Im 20. Jahrhundert wurde der Vampirfilm zur beherrschenden Form der Vampirerzählungen, die auch zur touristischen Vermarktung Draculas beitrugen. Es entstanden „Vamp“-Filme, in denen ausschließlich weibliche Vampire vorkamen. Nun wurde der Vampir auch für die politische, meist völkische und antisemitische Agitation genutzt, um dann von der biologischen Metapher des Parasiten verdrängt zu werden. Ab den 1970er Jahren löste sich die klassische Erscheinung des Filmvampirs auf; es erschien der Zombie als neues Filmmonster. Auch mit Homosexualität und heterosexueller Hypermaskulinität wurde der Filmvampir assoziiert. Bis 2010 erschienen 500–600 Vampirfilme. Hochkarätige Regisseure konzipierten Dracula- und Frankenstein-Verfilmungen mit dem „Grundmotiv des Blutsaugens“. Seit Murnaus „Nosferatu – eine Symphonie des Grauens“ (1922), der noch historische Anleihen aufweist, entstanden Vampirfilme, die dem „fantastischen Horrorfilm“ zugeordnet werden können. Auch der melancholische Vampir wurde zum beliebten Topos. Vampirfilme, in denen die Vampirthematik transnational angeeignet wurde, erschienen nun nicht nur in Europa, sondern auch in Nord- und Südamerika sowie Asien. Auch die historische Figur des Vlad Drăculea ist in ihnen vertreten. Im Farbfilm gewann das Thema „Blut“ durch die rote Filmfarbe an Plastizität. Mit ihm verbindet sich u. a. die Furcht vor der Bedrohung durch Infektion. Francis Ford Coppolas’ „Bram Stoker’s Dracula“ (USA, 1992) entstand vor dem Hintergrund der HIV-Problematik. Im postmodernistischen Film wird die Erzählweise vom Vampir in nicht-linearen Kausalketten dekonstruiert; Dracula präsentiert sich als zersplittertes Subjekt in verschiedenen Gestalten – als Nebel, Werwolf oder Gentleman.

Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts erscheint der Vampir auch im Fernsehen und in postmodernen Literaturwerken. Darin wird die These vertreten, dass die „lebenden Toten“ dem „Trieb“ eines beharrlichen „Wiederholungszwanges“ unterworfen sind. Es bedürfe besonderer Maßnahmen, um den Übergang ins Jenseits zu gewährleisten: eines „zweiten“ oder „symbolischen“ Todes. Dazu gehören in Anlehnung an Volksglaubensvorstellungen Begräbnisrituale, Trauerzeiten oder Riten zur Befriedung der Seelen.

Dem 100jährigen Jubiläum von Dracula im Jahr 1997 folgte eine Reihe von Tagungen und Sammelbänden zum Vampir in Literatur und Folklore. Aids und die politischen Veränderungen in Osteuropa trugen dazu bei. Um 2000 erschienen Bestseller, ebenso historische und ethnologische Forschungen zum Vampirglauben, ferner populäre TV-Dokumentationen. In ihnen kommt unter anderem eine rumänische Leichenwäscherin zu Wort, die von Abwehr Ritualen

gegen Vampire berichtet, ferner wird die Exhumierung des Vampirs Petre Toma im rumänischen Dorf Marotinu de Sus im Jahr 2004 thematisiert.

Unterholzner bewertet die von ihm beschriebenen Erzählungen des Westens als ein „Missverständnis in der westlichen Erfindung des Vampirs“, die nicht zwischen „Glauben“ und „Aberglauben“ unterscheiden und den „Aberglauben“ für ein Bekenntnis halten (S. 316). Ein wenig ketzerisch fragt er: „Wurde gar der westliche, aufklärerische Blick seit Jahrhunderten in Sachen Vampirglauben an der Nase herumgeführt und die Menschen im östlichen Europa nahmen ihre eigenen Mythen gar nicht auf die Art eines Bekenntnisses ernst? Teilweise muss man diese Frage bejahen.“ (S. 316).

In dieser Geschichte der Erfindung des Vampirs kann der Leser angesichts der Fülle von Daten und Fakten hier und da den Überblick verlieren; dieses Problem sucht Unterholzner durch die Einfügung von „Zwischenfazits“ zu lösen. Beim Lesen des Buches spürt man jedoch seine Freude an der Bearbeitung des Themas, die in jedem Falle Anerkennung verdient.

Jena/Berlin

Gabriella Schubert

Dagmar HÜLSENBERG; Ingo SCHWARZ (Hg.): Alexander von Humboldt: Gutachten zur Salzgewinnung 1789–1794 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften 48), Berlin/Boston: De Gruyter, 2020, 457 S., 129,95 €, ISBN 978-3-11-070771-7.

Alexander von Humboldt wurde 2019 anlässlich seines 250. Geburtstages weltweit gefeiert. Gefeierte wurde der Forschungsreisende, der Erforscher des „Ganzen der Natur“, der Kosmopolit, der weltweit vernetzte Wissenschaftler, der Vorkämpfer für Aufklärung und Humanität. Kaum in den Blick kam hingegen der andere Humboldt, der Montanwissenschaftler und Bergbaubeamte. Schon in jungen Jahren hat Humboldt eine ganze Reihe von Publikationen, darunter einen vielbeachteten Aufsatz zur „Salzwerkskunde“ von 1792, und verwaltungsinternen Gutachten verfasst. Dazu gehören die jetzt in einer opulent ausgestatteten Edition vorgelegten „Gutachten zur Salzgewinnung“, welche die Herausgeber Dagmar Hülsenberg und Ingo Schwarz nach ihren früheren Editionen von Humboldts Gutachten zur Steingutfertigung, zur Porzellanherstellung und zur Glasherstellung vorlegen. In ihrer fast 100 großformatige Seiten umfassenden einleitenden Studie legt Dagmar Hülsenberg umfassend die biographischen, politischen, naturwissenschaftlichen, technischen und fiskalischen Rahmenbedingungen von Humboldts Gutachten dar: Im ausgehenden 18. Jahrhundert wurde Salz zu einem „strategischen Rohstoff“ von großer kommerzieller Bedeutung. Zu den traditionellen Nutzungen des Konservierens und Würzens traten technische Verwendungen in der Bekleidungs- und Keramikindustrie sowie um 1790 Anwendungen in der sich zügig entwickelnden chemischen und pharmazeutischen Industrie (S. 11 f.). In den mitteleuropäischen Staaten musste Salz überwiegend durch das Verdunsten der Salzlösungen, der durch Bohrungen erschlossenen „Sole“, gewonnen werden. Die „Siedehäuser“ der Salinen erforderten einen enormen Holzverbrauch; die konkurrierende Technik der „Gradierwerke“ arbeitet mit Solarenergie und war nicht besonders effizient. In beiden Fällen war für die Wirtschaftlichkeit der Salzgehalt der Solelösung entscheidend, der wiederum vom Erfolg technisch aufwendiger Tiefbohrungen abhing. Mit diesen Fragen befassen sich die vier hier edierten Gutachten, davon zwei aus Humboldts

Feder. Nachdem Humboldt auf früheren Reisen seit 1789 schon beiläufig Salinen und Salzbergwerke besichtigt hatte, erhält er 1794 zusätzlich zu seinen umfangreichen Aufgaben im fränkischen Bergbau von seinem Förderer, dem Staatsminister von Heinitz, den Auftrag für eine bergmännisch-halurgische – also salzkundliche – Erkundungsreise, was allerdings eine regierungsinterne Streitigkeit mit dem Staatsminister von Hardenberg, dem eigentlichen Vorgesetzten Humboldts, nach sich zog (S. 48). Die Reise führte ihn von Anfang Mai bis Anfang Juni 1794 ins westpommersche Kolberg und nach Slonsk, ein kleines Dorf in jener Region, die im Zuge der zweiten polnischen Teilung 1793, also unmittelbar vor Humboldts Reise, von Preußen als „Provinz Südpreußen“ annektiert worden war. Aus dieser Reise gingen die beiden hier edierten Humboldt-Gutachten hervor. Der „Bericht über die Saline in Colberg“ vom 28. Juli 1794 war bereits 1892 gedruckt worden und wird nach dieser Vorlage wiedergegeben; der „Bericht über die Salzquellen bei Slonsk“ vom 20. Juni 1794 wurde in einer Abschrift von fremder Hand überliefert und 2015 in der Außenstelle Wernigerode des Landesarchivs Sachsen-Anhalt wieder gefunden. Zwei weitere Dokumente zeigen die Nachwirkungen von Humboldts Gutachten: Ein nicht weiter bekannter Bergbaubeamter namens Küster berichtet 1805 in mannigfacher Bezugnahme auf Humboldts Bericht über neuerliche „Bohrversuche in Slonsk“. Das vierte Dokument von 1829 stammt ebenfalls aus dem Archiv in Wernigerode. Es wurde vom Direktor des Oberbergamtes in Berlin, Carl Georg von Laroche, dem Sohn Sophie von Laroche, verfasst und behandelt ebenfalls die Slonsker Salzquellen. Dieses Gutachten zeigt, dass nach über dreißig Jahren Humboldts Gutachten für das preußische Bergbauamt immer noch in weiten Teilen Gültigkeit besaß (S. 94f.).

Humboldts Beobachtungen in seinen beiden Gutachten sind einerseits mikroskopisch detailliert, zeigen andererseits aber das „Bestreben, einen Überblick über das Ganze zu erhalten, Zusammenhänge zu finden und Schlüsse zu ziehen“ (S. 41). Er stellt Überlegungen an – und visualisiert sie in groben Skizzen –, über die Verteilung von Salzvorkommen und die „Aufdeckung geologischer Zusammenhänge in Europa“ (S. 78). Dabei zeigt er wenig Scheu, mit weit ausgreifenden Vermutungen empirische Wissenslücken aufzufüllen. Ganz in seinem Element ist er, wenn es um die technische und bergbauliche Expertise geht. Er kann die Vorgänge des Brunnenbohrens und der Salzgewinnung durch „Gradierung“ oder Sieden sehr präzise und sachkundig beschreiben, die vor Ort vorgefundenen Mängel benennen und Verbesserungsvorschläge anbringen. Dabei zeigt er stets seine „kameralistische, das Wohlergehen der arbeitenden Menschen einschließende, Denkweise“ (S. 83). Mit seinen Optimierungsvorschlägen bewegt sich der 24-jährige Oberbergmeister Humboldt völlig auf den Bahnen konventioneller Technik und kameralistischer Ökonomie. Die Edition der Gutachten ist mit größter textphilologischer Sorgfalt erarbeitet. Die handschriftlichen Dokumente werden im Faksimile reproduziert und die Transkription wird als diplomatischer Abdruck wiedergegeben. Ein hilfreiches Glossar erläutert fachwissenschaftliche zeitgenössische Begriffe (S. 408–443), ein „Geographisches Verzeichnis“ (S. 424–440), ein Personenverzeichnis (S. 441–447) und schließlich ein Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 448–455) runden den Band ab.

Die beiden Gutachten Humboldts, die ergänzenden Dokumente sowie vor allem die einleitende Studie von Hülsenberg eröffnen einen präzisen Einblick in technick- und industrie-geschichtliche, administrative, ökonomische und politische Zusammenhänge während einer in jeder Hinsicht epochalen Umbruchphase im Preußen des ausgehenden 18. Jahrhunderts.

Sophie RUPPEL: *Botanophilie. Mensch und Pflanze in der aufklärerisch-bürgerlichen Gesellschaft um 1800*, Köln: Böhlau Verlag, 2019, 552 S., 75,00 €, ISBN 978-3-412-51575-1.

„Unter allen Betrachtungen, welche man der Natur widmet, hat diejenige viel vorzügliches, welche sich mit denen Pflanzen beschäftigt,“ empfahl 1778 Albrecht W. Roth in einem Einführungsbuch zur Botanik. Solche Handbücher, die sich an Laien wie Fortgeschrittene richteten, mit ästhetischem, epistemischem oder auch phytotheologischem Fokus, waren in der Zeit um 1800 überaus beliebt. Um diese *Botanophilie* – „die Begeisterung breiter, aufklärerischer Kreise für alles Botanische und die Pflanzen“ (S. 11) – geht es in der Monografie von Sophie Ruppel. Das Phänomen als solches ist der Literatur bekannt, wurde aber bisher vor allem für Großbritannien untersucht. Ruppel fokussiert nun auf den deutschsprachigen Raum; dafür wertet sie die dort reich erschienene Zeitschriftenliteratur aus sowie Handbücher, Lehrbücher, moralische Traktate etc.

Das Buch ist reich an wunderbaren Fundstücken und der Autorin gelingt ein beeindruckendes Panorama an Figuren, Praktiken und Traditionen. Sie beginnt mit den Wissensbeständen der Botanik im engeren Sinne (Teil 1). Hier richtet sie den Blick etwa auf das Studium der Pflanzenorgane (in Analogie zu Tieren) und die Debatte um den Schlaf der Pflanzen sowie die Pflanzenseele: all dies wenig bekannte Aspekte der Botanik um 1800. Es folgt ein Blick auf die Wissenspraktiken der Zeit, vor allem das Botanisieren (Teil 2). Dies als soziale Gruppenpraxis zu verstehen, ist nicht neu, wird hier aber auf breiter Quellenbasis frisch vor Augen geführt mit gebührender Aufmerksamkeit für die vielfältigen Tauschbörsen und andere Foren und Formen der „botanischen Geselligkeit“. Schließlich untersucht die Autorin Alltagspraktiken (Teil 3); hier geht es etwa um die Bedeutung, die Pflanzen im Haus zugeschrieben wurde und die umsorgende Liebe, die man ihnen widmete.

Viele der Episoden liest man mit großem Gewinn, und die Quellenzitate bieten hilfreiches Material für Anschlussstudien. Weniger überzeugend ist die Rahmung der Studie. Denn die Autorin möchte nicht nur die Wissenskultur und Naturforschung um 1800 mit Blick auf Pflanzen erhellen, sondern bemüht eine Großthese zur Moderne und den Wirkungen der Aufklärung, in der bestimmte Ontologien verloren gingen, etwa der Blick auf die Pflanze als Mitwesen. Die Evidenz dafür ist dünn und eher anekdotisch; der Rückgriff auf Philipp Descola wenig hilfreich; die Generalisierungen mutig. Die Stärke des Buches liegt in der Arbeit am konkreten Material, hier gelingen instruktive und interessante Argumente. Die darüber gelegten Bögen für die Epochenthese, die sich oft auf (überholte) Handbücher zur Geschichte der Botanik stützen, überfordern das Buch und wären besser unterblieben.

München

Kärin Nickelsen

Marta KOSCIELNIAK: *Künstlerinnen und Migration. Olga von Boznańska und Otolia Gräfin Kraszewska im München des Fin de Siècle* (Das östliche Europa: Kunst- und Kulturgeschichte 10), Köln: Böhlau Verlag, 2019, 336 S., 55,00 €, ISBN 978-3-412-51398-6.

Polnische Künstler*innen standen und stehen verhältnismäßig selten im Fokus der nicht-polnischsprachigen Kunstgeschichte. Der Grund hierfür ist einerseits der bis in die jüngste Zeit in der Disziplin dominierende, auf die Zentren der westeuropäischen Kunst gerichtete Fokus,

andererseits die Sprachbarriere, die den Zugang zu den Quellen erschwert. Die Erforschung des Schaffens der im Ausland tätigen Künstler*innen mit polnischem Hintergrund, wurde darüber hinaus nicht selten durch historisch-politische Umstände determiniert. Und dies betrifft auch diese unter ihnen, die sich generell der Aufmerksamkeit in der Forschung erfreuten, wie es bei einer der beiden Protagonistinnen des Buches von Marta Koscieniak, Olga von Boznańska (1865–1940), der Fall ist. So blieb die Münchner Schaffensperiode Boznańskas – im Gegenteil zu ihrer Pariser Zeit – in der polnischen Forschungsliteratur beinahe unbemerkt. Die zweite Malerin, der diese Publikation gewidmet ist – Otolia Gräfin Kraszewska (1859–1945), die den Großteil ihres Lebens in der Stadt an der Isar verbrachte, blieb in Polen bisher praktisch unbekannt. Die Tatsache, dass gerade München zu ihrer Wahlheimat wurde, war ohne Zweifel einer der wichtigsten Gründe weshalb sie von der Forschung ihres Herkunftslandes ignoriert worden ist. Dabei hat die Verfasserin überzeugend weitere Gründe dieser Ausgrenzung, unter anderem im Charakter des Oeuvres von Kraszewska, identifiziert.

Die hier kurz angesprochenen Rahmenbedingungen der Erforschung des Schaffens der migrierenden Künstler*innen sind selbstverständlich keinesfalls polnisch- bzw. deutsch-spezifisch. Deswegen ist es höchst lobenswert, dass die Studie von Koscielniak, die zwar von ihrer Zweisprachigkeit, der sehr guten Kenntnis der polnischen Fachliteratur und der sozial-historischen Hintergründe des Schaffens beider Künstlerinnen enorm profitiert, zugleich aber keinesfalls aus (irgend)einer nationalen Perspektive geschrieben wurde. Die bezüglich der Quellen sehr gründlich erforschte und methodisch innovative Studie, stellt daher ein starkes Argument für die transnationale, methodisch offene Erforschung des – wie die Verfasserin schlüssig zeigen konnte – transnationalen Schaffens der beiden Künstlerinnen dar.

Es wäre aber der vieldimensionalen Studie nicht gerecht, sie auf die „Befreiung“ vom nationalen Paradigma zu reduzieren. Denn die Verfasserin analysiert das Schaffen der beiden Malerinnen des *Fin de Siècle* aus verschiedenen methodischen Perspektiven. Sich der Ansätze der Gender-, Migrations-, Netzwerkforschung bedienend, vernachlässigt die Verfasserin nicht die Methoden ihrer Mutterdisziplin. Ihre Bildanalysen, die sowohl die inhaltlichen als auch formellen Aspekte der Werke beider Künstlerinnen herausarbeiten, erlauben neue Zugänge und werden wechselseitig durch das Aufgreifen informativer schriftlicher Quellen kombiniert und erweitert. Dabei entsteht keinesfalls der Eindruck eines methodischen Eklektizismus. Vielmehr lässt sich darin eine durchdachte Strategie ablesen, die kritisch verschiedene methodische Ansätze aufgreift, um die Lage von Boznańska und Kraszewska als Frauen und als Künstlerinnen in verschiedenen Konstellationen ihrer komplexen Netzwerke sowie aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu beleuchten. Darüber hinaus setzt sich das Buch mit der Auswirkung unterschiedlicher Bezugsgruppen auf das Werk der beiden Malerinnen und auf seine Wahrnehmung auseinander.

Zunächst mag die Auswahl der beiden Protagonistinnen, dieses im gewissen Sinne „ungleichen Paares“ fragwürdig erscheinen. Kraszewska scheint anfänglich als Notwahl, vor allem als nicht angemessenes Äquivalent zu der anerkannten Boznańska zu sein. Kapitel für Kapitel enthüllt jedoch die Verfasserin, was gerade diese Gegenüberstellung leistet. Sie erlaubt nämlich die ganze Palette potenzieller Lebens- und Schaffensszenarios in all ihren Schattierungen zu präsentieren. Boznańska und Kraszewska, deren Lebenswelten und Netzwerke nur einige wenige Berührungspunkte hatten, unterschieden sich zugleich in ihren Hintergründen, künstlerischen Inspirationsquellen, Ansprüchen und Strategien. Ihr Selbstverständnis als Künstlerinnen und Frauen war durchaus verschieden, was ihre Werke am stärksten reflektieren. Die

Präsentation dieser Breite von Attitüden erlaubt eine fundierte Darstellung der beiden Künstlerinnen als Individuen und als Menschen, die nicht auf ihre Rollen als Frauen, Migrantinnen oder Polinnen reduziert werden dürfen.

München

Aleksandra Lipińska

Heinz-Gerhard HAUPT: Den Staat herausfordern. Attentate in Europa im späten 19. Jahrhundert, Frankfurt/New York: Campus, 2019, 240 S., 29,95 €, ISBN 978-3-593-51112-2.

Im späten 19. Jahrhundert wurden die Gesellschaften West- und Osteuropa von einer bis dato beispiellosen Attentatsserie getroffen. Die Angriffe trafen, so Heinz-Gerhard Haupt in seiner neuen Studie, die europäischen Staaten des 19. Jahrhunderts in ihrem zentralen Selbstverständnis, die Sicherheit der Bürger zu garantieren. Gerade weil die Attentäter das staatliche Gewaltmonopol in Frage stellten, sahen sich die Regierungen zu energischem Handeln herausgefordert. Doch achteten die Staaten bei der Bekämpfung der Gewalt die Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit? Richteten sich die Maßnahmen allein gegen die Gewalttäter oder wurden die Anschläge benutzt, um andere politische Ziele zu erreichen?

Haupt widmet sein Buch den Beziehungen zwischen staatlichen Instanzen und den Gewalttätern in Frankreich, Italien und Deutschland. Dem Autor geht es weniger um die transnationalen Verflechtungen als vielmehr um den systematischen Vergleich. Italien steht dabei für eine Gesellschaft, „in der das staatliche Gewaltmonopol noch nicht durchgesetzt war“, Frankreich hingegen für eine zentralstaatliche politische Ordnung, die nachhaltig durch den „staatlichen Gewaltexzess bei der Niederschlagung der Pariser Commune“ geprägt war und Deutschland für einen Staat, in dem einem Hang zu autoritärer Herrschaftsdurchsetzung eine föderale staatliche Struktur gegenüberstand.

Der Autor konstatiert für alle drei Fallbeispiele im Angesicht der Attentate eine Stärkung der staatlichen Zugriffsmacht und eine Schwächung liberal-bürgerlicher Positionen. Dies sei mit dem Ausbau der Polizeiapparate, einer Gesinnungsjustiz und zunehmender Repression einhergegangen. Ein besonders aufschlussreiches Kapitel handelt von dem staatlichen „Emotionen-Management“. Emotionen wie Angst oder Empörung hätten beim Umgang mit den neuen Erfahrungen der Attentate eine entscheidende Rolle gespielt, den staatlichen Instanzen aber auch dazu gedient, Bürgerrechte zu begrenzen. Haupt wertet in diesem Abschnitt zahlreiche Drohbriefe als Quellen aus und zeigt, wie diese in Frankreich zum Spielball der politischen Auseinandersetzung zwischen Republikanern und Konservativen geworden seien.

Das Buch basiert auf stichprobenartigen Archivrecherchen in Frankreich, Deutschland und Italien sowie auf einer Auswertung der einschlägigen Literatur zu den drei untersuchten Fallbeispielen. Kritisch anzumerken ist, dass der Autor die Literatur zum Terrorismus in anderen Ländern und Kontexten weitgehend ignoriert, damit auch wenig zur dynamischen Entwicklung dieses Forschungsfeldes in den letzten Jahren zu sagen hat. Die Beschränkung auf drei Länderbeispiele ermöglicht dem Autor zwar eine detaillierte Analyse von Konfliktkonstellationen innerhalb einzelner Staaten. Terrorismusbekämpfung war jedoch kaum auf nationale Rahmen begrenzt: Die Attentäterinnen und Attentäter bewegten sich mehr oder weniger frei über Grenzen hinweg. London und die USA spielten eine wichtige Rolle als Orte des Exils. Die staatlichen Maßnahmen zur Terrorismusbekämpfung waren spätestens seit den 1880er Jahren Gegenstand

einer internationalen Debatte, die in Haupts Buch kaum vorkommt. Globale und transnationale Zusammenhänge bleiben insgesamt unterbelichtet.

Auch auf einige Ungenauigkeiten ist hinzuweisen. Datumsangaben sind nicht zuverlässig, so verlegt der Autor das Attentat Auguste Vaillants wahlweise in das Jahr 1892, 1893 oder 1894 (korrekt ist 1893). An einer Stelle schreibt der Autor, die in der Presse angegebene Zahl von 500 Drohbriefen in Paris bis Mai 1892 sei zweifellos übertrieben (S. 217), einige Seiten später spricht er selbst von 3000 bis 4000 Drohbriefen im selben Zeitraum (S. 221). Auf Seite 103 wiederum heißt es, in Berlin seien „auf 100.000 Einwohner im Jahre 1913 316 Polizeidiener“ gekommen, während „in der 2,8 Millionen-Stadt Paris die Zahl der Polizisten von 6000 auf 8000 anstieg“, woraus Haupt schließt, dass die Polizeipräsenz in Deutschland geringer als in Frankreich gewesen sei (S. 103).

Trotz dieser Kritik im Detail handelt es sich bei Haupts Buch um eine gut lesbare und anregende Studie, die zum Nachdenken über die geeigneten Maßnahmen zur Terrorismusbekämpfung anregt. Der Autor folgert aus seiner Analyse staatlicher Terrorismusbekämpfung, dass nur der Verzicht auf staatliche Repressionen sowie die Ermöglichung politischer Teilhabe geeignet seien, die Gewalt nachhaltig zu beenden. Diese zentrale Aussage bleibt auch für unsere Gegenwart bedenkenswert.

Erlangen

Moritz Florin

Alicia JABLONSKI: Paramente – Wirkung und Bedeutung in der römisch-katholischen Liturgie.

Eine kulturantropologische Untersuchung des Libori-Ornats Edith Ostendorfs (Kontext Kunst Vermittlung Kulturelle Bildung, Bd. 25) Baden-Baden: Tectum-Verlag 2020, 92 S., 24,00 €, ISBN 978-3-8288-4391-2.

Das kleine Büchlein könnte mit dem Obertitel in die etwas falsche Richtung führen, denn es geht im Wesentlichen um den Libori-Ornat, den Edith Ostendorf in der Mitte des 20. Jahrhunderts geschaffen hat. In der Einleitung gibt es allerdings einige übergreifende Hinweise zu Fragen der Paramente und zu Methoden der Textilen Forschung, bevor der Chormantel selbst interpretiert und in seiner Symbolik erschlossen wird. Das Ganze wird eingebettet in die Kulturrealität des Libori-Festes in Paderborn an dem die Übertragung der Reliquien des heiligen Liborius im 9. Jahrhundert immer wieder kommemoriert wird.

Erlangen

Klaus Herbers

Hans-Joachim BIEBER (Hg.): Dietrich Seckel, Berichte aus Japan: Briefe an seine Mutter. Hiroshima 1936 bis Tokyo/Urawa 1941, München: Iudicium, 2020, 618 S., 82,00 €, ISBN 978-3-86205-052-9.

Das vorliegende Buch bietet Einblicke in das Leben eines Deutsch-Lektors in Japan. Von 1936 bis 1942 unterrichtete Dietrich Seckel (1910–2007) an japanischen Ober- und Militärschulen sowie an der Kaiserlichen Universität Tokyo. Im Mittelpunkt dieser Besprechung stehen Seckels Bemerkungen zu seinem Gastland sowie zu anderen Deutschen in Japan.

Seckels Briefe an seine Mutter sind heute ebenso im Archiv der Universität Heidelberg vorhanden wie seine Japan-Fotos. In dem Buch sind 80 (von über 230) Briefen und 175 (von 970) Fotos abgedruckt. Die Korrespondenz endete Mitte 1941 nach dem deutschen Überfall auf die UdSSR. Immer wieder verweist Seckel auf die japanische Paranoia bezüglich ausländischer Spione (S. 57, 75–76, 81, 156, 250, 421, 437f, 474f, 504), die Fotografieren vielfach unmöglich machte.

Nach einem Germanistik- und Kunstgeschichtestudium reichte der gelegentlich zur Überheblichkeit neigende Seckel 1936 seine Dissertation über Hölderlin ein. Sein älterer Bruder Helmut, ein Kinderarzt, war im Jahr zuvor als „jüdisch versippt“ entlassen worden und emigrierte daraufhin in die USA, was Dietrich Seckel in Japan weitgehend geheim hielt (S. 393). Ihm selbst wiederum verhalf ein akademisch-biographischer Zufall zu der Gelegenheit, Deutschland zu verlassen. Walter Donat, der wie Seckel bei Julius Petersen in Berlin promoviert hatte und als Deutsch-Lektor nach Japan gegangen war, suchte für sich einen Nachfolger. Der überzeugte Nationalsozialist Donat hoffte, mit der durch ihn vermittelten Einstellung Seckels einen Präzedenzfall geschaffen zu haben (S. 127), war doch die Einstellung der Oberschul-Lektoren lange zwischen Japanern und Nationalsozialisten umstritten (S. 362).

Seckel stand dem Nationalsozialismus zurückhaltend gegenüber (S. 370), vermied aber Nazi-kritische Äußerungen. Er stammte aus dem national-konservativen Milieu. Einer „Neuordnung Europas“ unter deutscher Führung stand er positiv gegenüber (S. 415f) und betonte noch im Mai 1939 seinem emigrierten Bruder gegenüber, „dass die aussenpolitischen Erfolge [Hitlers] ja nicht gut abgestritten werden könnten“ (S. 380). Zwar verkehrte Seckel mit dem „nicht arischen“ Werner Preibisch, einem anderen Deutsch-Lektor, tat dies aber nur, nachdem er sich die offizielle Zustimmung zu solchen Kontakten gesichert hatte (S. 333, 354). In einem Brief verstieg sich Seckel zu der Aussage, Preibisch sei zwar „Halbjude, aber dem Wesen nach fast Ganzjude“ (S. 354; siehe auch 144, 333). Einen vergleichbaren, implizit rassistischen Kommentar machte Seckel auch zu seinem dänischen Kollegen in Urawa: „Er heisst Rosenstand, ist aber zweifellos Vollarier“ (S. 385).

Der opportunistische Seckel trat nicht nur dem Nationalsozialistischen Lehrerbund (NSLB) bei, sondern wurde bald „Leiter der Fachschaft Deutsche Lektoren“ (S. 325, 374, 397f, 445 [Zitat]) und war sogar für die lokale NSLB-Gesamtleitung im Gespräch (S. 374). Zwar war ihm dieses Engagement lästig, aber er hoffte wie so viele Konservative, als „Mann Nr. 2“ (S. 397) nationalsozialistische Exzesse in Japan kontrollieren zu können. Er sprach auch sehr positiv über verschiedene lokale Nazi-Größen, wie den Hitlerjugendführer Reinhold Schulze (S. 260, 350), den NS-Propagandisten Karlfried Graf Dürckheim (S. 326, kritischer auf S. 483) und den zweiten Leiter des Deutschen Kulturinstituts in Kyoto, Hans Eckardt (S. 367, 500). Sein Verhältnis zu Donat schwankte zwischen Bewunderung und Kritik (z. B. S. 433), auch nachdem der spätere Widerstandskämpfer Adam von Trott zu Solz ihm gegenüber Donat als „den wohl meistgehassten Deutschen in Japan“ (S. 310) bezeichnet hatte.

Im Hinblick auf die japanische Gesellschaft betonte Seckel den großen Unterschied zwischen Zentrum und Peripherie. Es gebe fünf „Renommierstädte“, nämlich Tokyo, Yokohama, Osaka, Kobe und Kyoto, alles andere sei tiefste Provinz (S. 227, 264, 357). Seckel lebte zunächst in Hiroshima, wo es „nicht einmal Kanalisation“ (S. 264) gebe. Später wohnte er in Urawa (heute einem Vorort der japanischen Hauptstadt), das er als „ein ziemlich unentwickeltes, verschlafenes Landnest“ (S. 373) bezeichnete. Am „sog. gesellschaftlichen Betrieb“ in Tokyo beteiligte er sich kaum (S. 388).

Die Folgen des China-Krieges, den Seckel entgegen der antikommunistischen Propaganda klar als japanischen Raubzug darstellt (S. 231), erwähnte er mehrfach. Im September 1939 merkte er z. B. an, dass es aus Metall-Mangel kaum noch Konserven gebe, und auch Heizmaterial knapp sei (S. 422). Eindrucksvoll sind auch seine Hinweise auf den öffentlichen Umgang mit der Rückkehr der Urnen gefallener Soldaten (S. 254f).

1947 wurde Seckel – wie die meisten anderen Japan-Deutschen – zwangsweise repatriiert. 1948 akzeptierte die Universität Heidelberg mehrere Einzelstudien Seckels, die er während seines Japanaufenthalts verfasst hatte, als Habilitationsgrundlage. Dass er selbst NSDAP- und aktives NSLB-Mitglied gewesen und die beiden Gutachter, Wilhelm Gundert (Hamburg) und Otto Kümmel (Berlin), als „belastet“ entlassen worden waren, wirft hierbei ein „braunes“ Schlaglicht auf die damalige Universitätslandschaft. Später konnte Seckel in Heidelberg eine Abteilung für Ostasiatische Kunstgeschichte aufbauen, die er bis 1976 leitete.

Abschließend einige Bemerkungen zur Edition. Im Gegensatz zu der in der Einleitung gemachten Aussage, dass nämlich Tippfehler „stillschweigend korrigiert“ (S. 23) wurden, findet sich der Einschub „(sic!)“ häufig an Stellen, die man kommentarlos hätte verbessern können. Dies fällt vor allem deshalb auf, weil an anderen Stellen wünschenswerte Ergänzungen etc. fehlen. Beispielfhaft seien hier Seckels Formulierungen „da muss irgendetwas nich in'n Loode sein!“ (S. 275), „noblenz koblenz“ (statt „nolens volens“, S. 392) sowie „Hinrichtung“ (statt „Richtung“, S. 445) erwähnt.

Am Ende des Buches fasst Bieber (S. 509–591) – sehr sparsam interpretierend – zusammen, was in Seckels Briefen steht. Leider sind hier bei weitem nicht alle Zitate hinreichend belegt, und auch sonst ist der Umgang mit Zitaten nicht immer einwandfrei: Auf Seite 573 zitiert Bieber zum Beispiel Seckel dahingehend, dieser sei „in jeder Beziehung“ mit seiner Situation in Japan zufrieden gewesen, unterschlägt dabei aber dessen Zusatz („ausser in einer“, S. 445). Bei den in den Fußnoten angegebenen Briefnummern und -daten gibt es zudem eine beträchtliche Anzahl an Fehlern. Zu kurz kommt auch die Frage, was Seckel in den Jahren 1942–47 machte.

In den Erläuterungen des Herausgebers finden sich weitere Fehler. In der Vorstellung des langjährigen Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG), Kurt Meissner (S. 112, FN 133), heißt es zum Beispiel, dieser sei 1947 (recte 1948) repatriiert worden. Außerdem kehrte Meissner 1953 (und nicht erst 1964) nach Japan zurück. Unzutreffend ist auch die Aussage (S. 155, FN 220), Karl Vogt sei Vorsitzender des Clubs Concordia in Kobe gewesen. Tatsächlich war Vogt mehrfach Vorsitzenden des Clubs Germania in Yokohama. Zweimal erwähnt Seckel (S. 73, 110), dass Pater Weissenfels ihm vertraulich berichtet habe, Donat sei erst 1933 Nationalsozialist geworden, also ein „Märzgefallener“. Bieber dagegen schreibt (S. 529), Pater Roggendorf habe dies erzählt. Den historischen Tatsachen widerspricht auch der Hinweis (S. 125, FN 155), das japanische Parlamentsgebäude sei im Zweiten Weltkrieg zerstört worden.

Als Fazit kann man festhalten, dass Seckels Briefe viele aufschlussreiche Hinweise zur japanischen Gesellschaft und zu den Deutschen in Japan enthalten. Außerdem dokumentiert die Briefedition eindrucksvoll dessen Wandlung vom Germanisten zum Experten für ostasiatische Kunst. Die Kommentierung des Herausgebers ist insgesamt sehr sparsam, teilweise unkritisch und manchmal unzutreffend. Dies ist der wesentliche Einwand gegenüber einem ansonsten gelungenen Buch.

Meng SCHMIDT-YIN: Private Museen für Gegenwartskunst in China. Museumsentwicklung in der chinesischen Kultur- und Gesellschaftstransformation, Bielefeld: transcript, 2019, 260 S., 44,99 €, ISBN 978-3-8376-4841-6.

Die aus einer Dissertation hervorgegangene Monographie von Meng Schmidt-Yin befasst sich mit einem aktuellen Thema, zu dem es noch wenig Literatur in westlichen Sprachen und in deutscher Sprache keine monographische Publikation gibt. Da die museale Landschaft in China sich seit den 2000er Jahren außerordentlich dynamisch entwickelt hat, stellt die Arbeit eine höchst willkommene wissenschaftliche Darstellung eines relevanten kulturellen Phänomens dar, wobei die Bedeutung sich sowohl auf die Bereiche der Museologie und der Kunstwissenschaften als auch der Sinologie erstreckt.

Die Entwicklung privater Museen in China lässt sich dementsprechend als museologisches, kunsthistorisches, wirtschaftliches, politisches, soziales oder auch historisches Phänomen fassen. Die Monographie von Schmidt-Yin trägt all diesen Aspekten Rechnung, auch wenn der primäre Zugang ein museologischer ist. Die Definitionen für die Institution und Organisation des Museums stammt aus der westlichen museologischen Forschung. Die Darstellung der Entwicklung der Museumslandschaft in China berücksichtigt sowohl gesellschaftliche, politische als auch wirtschaftliche Aspekte. Dass insbesondere die Gründung privater Museen durch zum Teil kurzfristige staatliche Anreize für die Immobilienwirtschaft motiviert ist, wird schlüssig erläutert. Dass das Bedürfnis der Repräsentation der Stifter zudem zu einer Diskrepanz in der häufig aufwändigen architektonischen Ausführung der Museen einerseits und der Sammlungen, die als ‚Schwachstelle‘ (S. 144) benannt werden, andererseits führt, ist ein Strukturphänomen, das allerdings nicht nur die VR China betrifft, sondern bereits ein Jahrzehnt früher etwa in Taiwan beobachtet werden konnte. Hier wäre ein Vergleich auch hinsichtlich der potenziellen Entwicklung in der Volksrepublik erhellend gewesen. Der kunsthistorische Überblick über die Entwicklung der modernen Kunst in China ist für das Thema zwar relevant und durchaus auch gut lesbar dargestellt, fällt aber mit über vierzig Seiten und im Vergleich zu der Darstellung der relevanten Museen vergleichsweise umfangreich aus.

Der Fokus der Monographie auf Museen zu Gegenwartskunst ist von besonderem Interesse. Zwar stellen diese Museen nur einen Bruchteil der sich zumindest bis 2015 dynamisch entwickelnden 1110 privaten Museen dar, sind aber von herausragendem Interesse, da sie sehr viel mehr im Spannungsfeld von Politik, Gesellschaft und Kunst bewegen, als Sammlungen etwa von Porzellanen oder anderen historischen Objekten. Die Monographie strukturiert die Darstellung nach Sammlungen, Architektur und Präsentation. Dass bei der Präsentation auch dem Aspekt der zensorischen Eingriffe Rechnung getragen wird, gibt der Arbeit eine Dimension jenseits der doch sehr viel umfangreicheren bereits existierenden chinesischsprachigen Literatur zum Thema. Die häufig summarische Darstellung der privaten Museen schafft einen guten Überblick, wäre aber gerade aufgrund der von der Autorin selbst angemerkten zum Teil markanten qualitativen Unterschiede der Museen möglicherweise noch prägnanter gewesen, wenn einzelne Beispiele, also etwa das konzeptionell anspruchsvolle Red Brick Art Museum in Peking einerseits und das doch eher als regional repräsentative Institution gegründete Museum of Contemporary Art in Yinchuan andererseits exemplarisch eingehender und vergleichend dargestellt worden wären.

Die Monographie erschließt umfangreich Daten insbesondere aus chinesischsprachigen Onlinequellen. In welcher Form sich die in der methodischen Vorgehensweise benannte Feld-

forschung ausgewirkt hat, ist allerdings nicht ganz nachvollziehbar. Bei einer genaueren Betrachtung des durchaus umfangreichen Zahlenmaterials fallen allerdings einige Ungenauigkeiten auf. So wird die auch in der Darstellung der Quellen als wichtig benannte Analyse des *Hi Art* Magazins zu modernen privaten Museen ohne Autor und zum Teil fehlerhaft zitiert. So fehlt bei der Angabe zu den „durchschnittlichen Jahresausgaben“ der Museen in RMB eine Null und es wird auch nicht erwähnt, dass sich dieser Durchschnitt nur aus Angaben von nur vier Museen zusammensetzt, die wahrscheinlich über einen relativ hohen Etat verfügten, weshalb er in die Selbstauskunft der Umfrage überhaupt Eingang fand (S. 146). Auch die Lis-tung der Onlinequellen in der Bibliographie ohne jegliche alphabetische oder chronologische Ordnung erschwert ein Auffinden der Belegstellen. Die zahlreichen sprachlichen Sinizismen sowie volksrepublikanischen ideologische Floskeln wie die ‚feudalistische Kaiserherrschaft‘ oder ‚die fünftausendjährige Kultur‘ beeinträchtigen in der vorliegenden Form die Qualität der Arbeit unnötigerweise. Ein sprachliches und sinologisches Lektorat wäre der Lesbarkeit der Arbeit insofern zuträglich gewesen.

Der deutschsprachige Leser, der einen Einblick in den Stand der Entwicklung der privaten Museumslandschaft in China insbesondere zur zeitgenössischen Kunst bis Mitte des zweiten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts erhalten möchte, wird in der vorliegenden Monographie einen guten Überblick erhalten und vor allem, wenn ihm keine chinesischen Sprachkenntnisse zur Verfügung stehen, eine zum Teil detailreiche Darstellung vorfinden. Wer eine konzise Zusammenfassung der Ergebnisse der Arbeit erhalten möchte, lese das Fazit, die Darstellung zur Entwicklung der privaten Museen in China insbesondere zur Gegenwartskunst enthalten dagegen vielfältige, durchaus anregende Beispiele.

Würzburg

Michael Leibold

Daniel LEESE: *Maos Langer Schatten. Chinas Umgang mit der Vergangenheit*, München: C.H. Beck, 2020, 608 S., 38,00 €, ISBN 978-3-406-75545-3.

Danie Leeses Buch untersucht die Geschichte der Volksrepublik China unter den Aspekten Historisches „Unrecht“ und „Übergangsjustiz“, zweifellos ein neuer Ansatz der Einordnung der jüngeren Geschichte Chinas. Da eine Aufarbeitung und Auswertung des Materials aus chinesischen Archiven bislang nicht möglich ist, stützt er seine Untersuchung auf „Gespräche mit Zeitzeugen und chinesischen Forschern“ sowie die „Einbeziehung von Quellen, die im Zuge der Auflösung zahlreicher Firmen- und Lokalarhive ausgesondert wurden“ und sich heute weitgehend in privaten Sammlungen finden. Einzelheiten bleiben dem Leser aus „Gründen des Datenschutzes“ bedauerlicherweise verborgen.

Den Stoff bearbeitet er in acht Kapiteln. Diese befassen sich erstens mit der Landreform in der ersten Hälfte der 1950er Jahre, der damit einhergehenden Stigmatisierung der (realen und vermeintlichen) Großgrundbesitzer und der damit verbundenen „Gefühlspolitik“ auf sog. „Bitternisversammlungen“ und dem Vorgehen gegen die urbanen Eliten. Zweitens setzt Leese sich mit dem Verhältnis von Politik und Recht auseinander, sucht den Vergleich mit dem entsprechenden Sachverhalt in der Sowjetunion in den 1920er und 1930er Jahren, der Justiz im chinesischen Kaiserreich und in der Republik China sowie in der frühen Volksrepublik inklusive der Kampagnenjustiz und der Rolle von Hinrichtungen. Zwar habe in der Volksrepublik

keineswegs permanente Rechtlosigkeit geherrscht, seien zahlreiche Gesetze eingeführt worden, die aber in Konkurrenz zu einer Vielfalt von politischen Dokumenten (Beschlüsse der Partei- bzw. Staatsführung, regionalen Verordnungen und Dokumenten, Weisungen politischer Führer, vor allem Maos etc.) gestanden hätten, wobei politische Regeln rechtlichen weitgehend übergeordnet blieben. Entsprechend habe kein „etablierter Regelungsmechanismen bei Normenkonflikten“ existiert. Drittens befasst er sich mit der „Kulturrevolution“ (1966–76) unter dem Aspekt der Klassenjustiz und der Staatsverbrechen, wobei er auf die Rechtsprechungspraxis, die von „Rebellenorganisationen“ ausgehende „Massengewalt und den institutionalisierten Terror zu sprechen kommt. Viertens analysiert er die Entwicklung nach dem Tod Maos wie den Sturz der Viererbande, die ideologische und organisatorische Neuausrichtung der KP und die damit einhergehende Politik der Rehabilitierungen und partiellen Aufarbeitung der Terrorpolitik im Zuge der Mao'schen politischen Kampagnen sowohl im Justiz- als auch im Parteiapparat. Dabei geht er auch auf Petitionen der Bevölkerung zur Korrektur von Fehlurteilen, die juristische Neubewertung von Eigentumsfragen, den Prozess gegen die Viererbande und die „Lin Biao-Clique“, die Rehabilitierungen ehemaliger Führungskader und die Neubewertung der Person Maos sowie der Geschichte der KPCh ein. Er kommt zu dem Schluss, dass nicht die Aufarbeitung der Vergangenheit an sich im Mittelpunkt stand, sondern der „Zusammenschluss von Partei und Gesellschaft, um die Modernisierung des Landes zu ermöglichen“. Eine Infragestellung der gesamten Geschichte der KP sowie der Person Maos wurde von der Mehrheit der politischen Führung abgelehnt, denn sie hätte nicht nur den Elitenkonsens nachhaltig beeinträchtigt, sondern auch das Verhältnis zwischen KP und Bevölkerung, und eine neue politische Auseinandersetzung provoziert, die die KP möglicherweise zerrissen hätte.

Im abschließenden „Epilog“ zieht er ein Resümee. Er widerspricht der Auffassung, dass die KP-Führung nach Maos Tod sich nicht mit der Kulturrevolution auseinandergesetzt habe. Es gebe wohl „kaum einen Staat, der sich im unmittelbaren Gefolge eines politischen Führungswechsels intensiver und großflächiger mit Fragen historischen Unrechts beschäftigt“ habe als die VR China zwischen 1976 und 1987. Letztlich habe dies zur Stabilisierung der KP-Herrschaft beigetragen. Allerdings verdeutlichten aktuelle Entwicklungen, dass sich der Verzicht auf Aufarbeitung historischer Gegebenheiten wie den „Großen Sprung nach Vorn“ (1958–60) oder die Kulturrevolution negativ auf die Entwicklung der Gegenwart auswirke. Zwar gebe es unter Xi Jinping keine Rückkehr zur Kulturrevolution, aber „Anklänge an die autoritären Elemente maoistischer Herrschaftspraxis“. Eine grundsätzliche Aufarbeitung der Kulturrevolution sei unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu erwarten.

Daniel Leese hat ohne Zweifel ein grundlegendes Werk verfasst, das der Betrachtung und Analyse der Geschichte der VR China einen neuen Aspekt hinzugefügt hat: den der Aufarbeitung von historischem Unrecht und Terror sowohl juristisch wie politisch und damit einhergehend eine Neubewertung der Opfer politischer Kampagnen und der „Klassenfeinde“. Viele Faktoren bleiben indessen ausgeblendet und sind unter dem Aspekt der „Übergangsjustiz“ und der Aufarbeitung von Unrecht in künftigen Arbeiten noch zu analysieren.

So werden die für den weiteren Verlauf der Geschichte der Volksrepublik so gravierenden Kampagnen gegen Unternehmer in den frühen 1950er Jahren (San-Fan und Wu-Fan Bewegung), die großangelegte Kampagne gegen Intellektuelle und Kritiker (Kampagne gegen die „Rechten“ 1957) oder die Kritiker des „Großen Sprungs“ (1958–60) nur marginal erwähnt, was zunächst verwundert in einem Band, der sich mit historischem Unrecht beschäftigt. Hunderttausende von Fachkräften, inklusive solcher, die im Ausland studiert und aus Patriotismus zurückgekehrt

waren, wurden zu „Rechten“ erklärt, weil sie berechtigte Kritik an Mängeln in den Strukturen kritisiert hatten und wurden viele Jahre aus der Gesellschaft ausgestoßen. Erst Ende der 1970er Jahre wurde ein Großteil von ihnen rehabilitiert. Die menschlichen Tragödien, die sich hinter diesen Schicksalen verbergen, ließen sich dadurch nicht auslöschen. Auch die Stigmatisierung von in China lebenden Personen ausländischer Herkunft und Staatsangehörigkeit ist bislang kaum aufgearbeitet worden. Zhou Enlai hatte dazu in den 1970er Jahren eine Rede gehalten und erklärt, dass die meisten von ihnen fälschlich als Spione oder Konterrevolutionäre deklariert worden seien (Sidney Rittenberg, wohl der bekannteste Ausländer während der Mao-Ära, ist dafür ein beredtes Beispiel). Interessant wäre auch die Aufarbeitung der Frage, wie sich denn Rehabilitierungen oder Freilassungen von ehemaligen Führungspersonlichkeiten oder auch von ehemaligen kulturrevolutionären „Rebellen“ in ihre Arbeitseinheiten konkret vollzogen haben. Um nur ein Beispiel für symbolische Politik zu nennen: Das erste Anzeichen für eine bevorstehende Rehabilitierung Liu Shaoqis, des während der Kulturrevolution ums Leben gekommenen Staatspräsidenten, erfolgte im Rahmen des chinesischen Neujahrsfestes 1980, wo Tausende von Funktionären, verdienten Bürgern und in China tätigen „ausländischen Experten“ feierten, als sich in einem großen Saal plötzlich eine Tür öffnete und eine kleine ältere Frau mit schnellen Schritten quer durch den Saal schritt und diesen auf der anderen Seite wieder verließ. Bei der Frau handelte es sich um Wang Guangmei, die Frau Liu Shaoqis. Damit wurde der Öffentlichkeit symbolisch signalisiert, dass Liu Shaoqi in Kürze offiziell rehabilitiert werden würde. Die politische Führung wollte schon einmal auf den bevorstehenden und einschneidenden Akt aufmerksam machen, zumal tags darauf die Medien die wichtigsten Teilnehmer des Festes aufzählten und darunter auch der Name Wang Guangmeis zu finden war.

Duisburg

Thomas Heberer

Michael H. KATER, *Culture in Nazi Germany*, London: Yale University Press, 2019, 472 S., 25,00 €, ISBN 978-0-3002-1141-2.

Wie und zu welchem Zweck schreibt man heutzutage eine Kulturgeschichte des ‚Dritten Reichs‘? Michael Kater geht es, wie er gleich zu Beginn seiner auf enzyklopädische Breite angelegten Darstellung erklärt, einerseits um die Untersuchung der Kontrolle und Instrumentalisierung unterschiedlicher Medien und Formen kultureller Produktion durch das Regime, ob Literatur, Theater, bildende Künste, Architektur, Musik, Presse, Film oder Rundfunk, andererseits um die Auswirkungen der NS-Herrschaft auf Künste und Künstler*innen. Katers namen- und faktenge sättigte Synthese ist Frucht seiner mehr als fünf Jahrzehnte währenden Forschungen zur Geschichte des Nationalsozialismus, zu der er zehn Bücher, darunter mehrere Titel zur Musikgeschichte des NS, vorgelegt hat.

Thema des ersten Kapitels des chronologisch aufgebauten Bandes ist die Zerstörung und Auslöschung der Kultur der Weimarer Moderne seit 1933 als verhasstes Feind- und Gegenbild eines „new type of Nazi culture“. Diese wird im zweiten Kapitel als wesentliches Element totalitärer Herrschaft, als Instrument der Mobilisierung, Legitimierung und Kontrolle der Volksgenoss*innen präsentiert. Das dritte Kapitel fungiert im zeitlichen Ablauf als Scharnier zwischen Vorkriegs- und Kriegsjahren. Es geht dort um Kultur als ein Mittel antisemitischer Propaganda, vor allem aber um die Umsetzung der Rassenpolitik im Kulturbereich, um Insti-

tutionen und Maßnahmen der Ausgrenzung, Verfolgung bis hin zur Vernichtung, wobei den Schicksalen der Verfolgten besondere Aufmerksamkeit zukommt. Im folgenden Kapitel steht der vielfältige Einsatz von Kultur und Medien durch das Regime im Krieg als Instrument der Indoktrination, Steuerung und Unterhaltung, sei es an der „Heimatfront“, der Front oder in den besetzten Gebieten, im Mittelpunkt. Ein eigenes Kapitel ist aus Nazi-Deutschland vertriebenen Kulturschaffenden in der Emigration, ihren Versuchen der Selbstbehauptung und des Neubeginns im Exil, gewidmet. Eine herausragende Rolle wird hier dem „unusual case“ (XVI) von Thomas Mann als Repräsentanten „wahrer“ deutscher Kultur und moralischem Herausforderer Hitlers eingeräumt. Das letzte Kapitel wirft einen Blick auf die Zeit nach Kriegsende, hebt Kontinuitäten im Kulturestablishment hervor, erzählt Geschichten von Wendehälsen und berichtet von der Konfrontation zwischen (R)Emigrant*innen und Vertreter*innen der „inneren Emigration“. Eine abschließende Skizze bietet einen Vergleich der Rolle der Kultur im nationalsozialistischen Deutschland mit zwei weiteren totalitären Diktaturen, dem faschistischen Italien und der Sowjetunion. Hier kommt Kater freilich kaum über Allgemeinheiten hinaus wie die „vision of modernity“ (S. 330) als Antriebskraft des frühen Faschismus und den in Italien bis in die 1930er Jahre bestimmenden ästhetischen Pluralismus. Als ein Ergebnis heißt es, vom Standpunkt der Kultur alleine müsse man das Regime Stalins als „worst of three tyrannical situations“ (S. 337) bewerten.

Kater bleibt mit seiner Kulturgeschichte des Nationalsozialismus in vielerlei Hinsicht in überkommenen, wenn nicht überwundenen Paradigmen gefangen. Dazu gehört ein vom Kalten Krieg gefärbtes Totalitarismuskonzept – nicht etwa neuere Totalitarismusansätze wie von Emilio Gentile, ein eindimensional-holzschnittartiger Antagonismus von kultureller Moderne und nationalsozialistischer Antimoderne, von „wahrer“ Kultur und ideologisch aufgeladener, manipulativ-propagandistischer NS-„Ersatz“-Kultur, der es einzelne Kulturschaffende und Künstler*innen klar zuzuordnen gilt. Sein stark dem Biographischen verhafteter Ansatz erschöpft sich allzu sehr im Deskriptiv-Anekdotenhaften und konterkariert den Anspruch, „a new history of the Third Reich [...] told from the vantage point of culture“ (XVI) zu bieten. Für eine solche „neue Geschichte“ greift man besser zu Büchern wie dem schlanken, beobachtungs- und thesenreichen Paperback von Moritz FÖLLMER („Ein Leben wie im Traum“. Kultur im Nationalsozialismus, München 2016), der die Kulturgeschichte des ‚Dritten Reichs‘ als Wahrnehmungs- und Bewusstseinsgeschichte aus der Perspektive der Rezipient*innen und Konsument*innen von Kultur als breitgefächertem Feld von der Hochkultur bis hin zu Freizeit und Reisen erzählt, den Nationalsozialismus als Produkt Weimars begreift, dabei die Modernität der Antimoderne betont und das Überlappen und Ineinanderfließen von „unpolitischer“ konservativer und radikalnationalistischer Kultur herausstellt. Als zentrale Ursache für den Aufstieg des Nationalsozialismus führt Föllmer ein Motiv an, das sich nur schwerlich mit der Gegenüberstellung von „wahrer“ und „Ersatz“-Kultur verträgt: den tief ins 19. Jahrhundert zurückgehenden nationalistischen Überlegenheitsanspruch der deutschen Kultur, aus dem das ‚Dritte Reich‘ Legitimität und Konsens ableitete und den es mit zerstörerischer Konsequenz durchzusetzen versuchte.

Rom

Martin Baumeister